

APOLOGETISCHE BLÄTTER

Mitteilungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins

Zürich, Auf der Mauer 13 Telefon 28 54 58 Postcheck-Konto Zürich VIII 27842

Erscheint zweimal monatlich. Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr. 14/15

10. Jahrgang

31. Juli 1946

INHALT: Das Menschenbild: Christliche Verkündigung vom Menschenbild, ihr Ausgangs- und Ansatzpunkt — Auseinandersetzung mit dem irrationalen, naturalistischen Menschenbild unserer Zeit — Der Christ Bürger zweier Welten.

Die holländischen Bischöfe im Widerstand gegen den Nationalsozialismus: Ein Dokumentenwerk von S. Stockmann O. F. M. «Die holländischen Bischöfe im Widerstand gegen den Nazismus und die deutsche Tyrannei» — Offener Widerstand — Beschwerde bei Seyß-Inquart — Ausgedehnter Widerstand — Gegen die Arbeiterdeportationen — Die Kirche ein Bollwerk gegen den Nationalsozialismus.

Die Bedeutung des «Linkskatholizismus» in Frankreich: Ewige Glaubenswahrheiten und zeitbedingte Weltanschauungen und Gesellschaften — Vergangene Formen in der Gegenwart — Psychologische Probleme der Zeitenwende — Technische Probleme der Zeitenwende.

Der Kölner Kardinal für die Menschenwürde: Christenwürde und Menschenwürde — Kampf für die Menschenwürde in den vergangenen Jahren — Für die deutschen Kriegsgefangenen und die Ostflüchtlinge.

Ex urbe et orbe: Boom-Atmosphäre in Amerika — und Deutschlands Not — Protestanten und Katholiken — Zur Bewertung der Stalinischen Politik — Warum man den Kommunisten misstraut.

Notizen: Von der Ehre, Arbeiter zu sein — «Mission de Paris».

Neuerscheinungen: Fr. Taymans d'Eypernon S. J.: «Le Mystère Primordial» — August Brunner: «Erkenntnistheorie» — H. R. Balmer Basilius: «Franquillitas ordinis» — Zeitschrift «Judaica» — Hans Ornstein: «Der Antisemitismus» — Philipp Vard: «Warum Antisemitismus?» — Paul Walser: «Christoph Blumhardt der Protestant».

Das Menschenbild

Die Frage nach dem Menschenbild hat an Interesse nie verloren. Sie wird immer wieder aus gleicher brennender Seele heraus gestellt, und kehrt wieder von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im Leben der Kulturvölker und der Einzelmenschen. Sollte nicht auch unsere christliche Verkündigung diese Frage öfter aufgreifen? Sie würde gerade mit der Frage nach dem Menschenbilde einen sehr konkreten und fruchtbaren Ausgangspunkt gewinnen und sich gleichzeitig in die Auseinandersetzungen der Zeit hineinstellen, denn im Spiegel des Menschenbildes reflektieren die wesentlichen Konturen des jeweiligen Gottesbildes.

I.

Als Ausgangspunkt der christlichen Verkündigung stellt die Frage nach dem Menschenbilde den Menschen vor sein eigenstes, persönlichstes Anliegen. Das Gesicht, das er mehr und mehr auszuformen und zu prägen hat, die Züge, die er verwirklichen muss, lassen ihn niemals gleichgültig. Immer je neu befragt der Mensch sich selbst, die Mitmenschen, die Naturwissenschaft und Philosophie, die Geschichte der Menschheit und die grossen Religionen nach der Idealgestalt des Menschen. Ur-Bilder und Vor-Bilder echten Menschentums werden gesucht, aus dem Schutt aller Kulturdenkmäler herausgeholt und nach ihrer Echtheit abgetastet. Der Traum der Renaissance und des Humanismus ist niemals ausgeträumt. Die Wiedergeburt des Menschen, befreit von allen Verzerrungen und Entstellungen, ist die heimlichste Sehnsucht nicht nur aller wahrhaft grossen Kunst, nicht nur der grossen Menschheits-Religionen,

sondern auch noch des Fortschrittstaumels eines 19. Jahrhunderts, und auch noch des Kollektiv-Wahnsinns unserer Tage. Aegyptische Sphinx, griechische Götterbilder, mittelalterliche Plastiken, die Portraits eines Rembrandt und Dürer, und heute die hochentwickelte Kunst der Photographie lassen uns ahnen, wie stets dies Eine dem Menschen am Herzen liegt: sein Bild, dass es ein gelungenes Bild sei, ein Bild, das dem Besucher unverfälschtes, edles Menschentum zeige. Aber auch die Karikatur noch verrät, dass es die Seele ist, die den Leib formt, und dass es im Menschen Tiefen und Abgründe gibt, die sein Wesen bedrohen, dessen Harmonie gefährden. Lindis Karikaturen bezeugen deutlicher als lange Exkurse, wie der heutige Mensch abgeleitet ins Untermenschliche, wie sein Gesicht die triebhaften Formen des Tiengesichtes annimmt. Selbst der Mensch noch, der in der bewussten Selbstvernichtung sein Gesicht endgültig auslöscht, muss sich indirekt zu diesem Gesicht bekennen, denn es peinigt ihn durch seinen Anblick und provoziert so die zerstörerische Handlung. — Der Ruf, das echte Menschenbild zu gestalten, das tief in der Seele schlummernde Geheimnis zur Entfaltung zu bringen, ganzer, voller Mensch zu werden, wird darum niemals ungehört verhallen. Es ist der letzte Anknüpfungspunkt, der bleibt, wenn das Interesse für andere Fragen erloschen ist. Die Hochkonjunktur aller psychologischen Bücher, Vorträge, Kurse beweist im Grunde gerade dies, dass der gesunde Mensch sich selbst nicht aufgeben kann, noch will, auch wenn er vieles bereits preisgegeben hat.

Mit der Frage nach dem Menschenbilde gewinnt die christliche Verkündigung auch einen sehr frucht-

baren Ansatzpunkt. Unser Christentum ist ja nicht eine Philosophie, nicht ein lückenloses System, nicht abstrakte Theorie und gestaltlose Spekulation. Christentum ist Verwirklichung jenes Menschenbildes, das Christus uns vorgelebt hat. Als «zweiter Adam» hat er das ursprüngliche, gottgewollte Menschenleben uns dargestellt, hat es durch seine Gnade uns erst wieder ermöglicht. So sehr unsere Verkündigung die Gottheit Christi betonen muss, ebenso wichtig bleibt die Aufgabe, den «Menschensohn» zu zeigen, in seiner Schönheit und Vollkommenheit, in seiner einzigartigen Humanität. Die Synoptiker haben den gewaltigen seelischen Spannungsreichtum dieses Menschensohnes gezeichnet. Wer sich nicht durch die allzu bekannten Clichés unserer immer noch fast unmöglichen Christus- und Herz-Jesu-Bilder abschrecken lässt, sondern zu den Evangelien selber greift, wird stets aufs neue überrascht konstatieren können, wie unverbraucht frisch, wie vorurteilslos und packend reich die Gestalt Christi uns da begegnet. Aber auch Versuche, die organischen Strukturlinien dieses Bildes gesamthaft herauszuarbeiten, wie Karl Adam in seinem Christus-Buch diesen Versuch unternommen hat, sind wertvoll und üben durch die Zusammenschau grosse Anziehungskraft aus. Sollte nicht unsere Verkündigung öfter dieses einzigartige Gesicht als das wahre Menschengesicht zeigen? Wir erliegen sonst allmählich der Gefahr, dass nicht allein der Hl. Geist der grosse Unbekannte ist, sondern auch Christus selbst aus dem Bildgedächtnis der Menschen verschwindet, und an seine Stelle die etwas sentimentalen und darum zutiefst unechten und schädlichen Duodezöttlein treten. Beantworten wir die den Menschen niemals in Ruhe lassende Frage nach seinem Urbilde eindeutig mit dem Hinweis auf den, «dessen Bild wir gleichförmig werden sollen» (Rö. 8, 29), stellen wir das Bild des Menschensohnes wieder in seiner unverwüthlichen Leuchtkraft vor den heutigen Menschen, dann werden auch die Massen diesem Bilde wieder folgen, selbst in der Steinwüste unseres sozialen und politischen Lebens. Unser Christentum wird, statt die suchenden Menschen abzustossen, wieder zum Magneten werden, der anzieht und festhält. Nur müssen wir den Mut haben, die Patina, die über dem Christus von «gestern» lagert, wegzuschaffen, und den Christus «heute und für alle Zeiten» rein und lebendig aufzuzeigen.

II.

Unser christliches Menschenbild ist wohl überzeitlich, weil es in die Ewigkeit (nicht in die Vergangenheit!) hineinblickt und hineinschreitet. Diese Ausrichtung auf Dauer und Ewigkeit gibt dem christlichen Menschenbilde einen Zug der Unzerstörbarkeit, einer wunderbaren Auf-Bewahrung. Es steht darum im Gegensatz zum Menschenbilde unserer Zeit und provoziert notwendig die Auseinandersetzung mit diesem.

Das Menschenbild unserer Zeit ist ein zerstörtes und geschändetes Menschenbild. Zwei grosse Mängel rauben ihm das eigentlich Menschliche und degradieren es zum Tiergesicht.

Dies Bild ist nämlich erstens ein irrationales geworden. Nicht erst seit gestern und heute. Wir konstatieren heute nur das Ergebnis dessen, was seit langem sich vorbereitet hat. Hat nicht vor 150 Jahren J. Kant in das Menschengesicht mit ehernem Hammer das grosse Fragezeichen eingemeisselt? Jenes Fragezeichen, das sich verabsolutiert hat, das nur noch Frage ist und sein will, ohne an die Möglichkeit einer Antwort zu glauben? Frisst nicht der Zweifel seither an jeder

letzten, verbindlichen Wahrheit, hat nicht die Skepsis den Menschen geistig unterhöhlt? Das Wissen um eine letzte, objektive, allgemeingültige Wahrheit fehlt dem Menschen von heute. Wie sollte er dazu gelangen können, da er an seiner logischen Denkkraft irre geworden ist? Darum trat das Geistige Zug um Zug im Antlitz des Menschen zurück. Heute feiert das Irrationale, getarnt als das «Unbewusste», seine höchsten Triumphe. Es hätte diese Tatsache nicht ausdrücklicher illustriert werden können, als kürzlich im Zoologischen Hörsaal der Universität Zürich, als C. G. Jung seinen Vortrag «Das Phänomen des Geistes» zweimal halten musste. Der Geist ist für Jung zum Archetypen geworden, über dessen Wesen und dessen letzte Sinnhaftigkeit er sich vornehm ausschweigt. In Träumen, Mythen und Legenden, also in den irrationalen Schichten und Gebilden sucht Jung Aufschluss über die Erscheinung des Geistes. Das Helle soll durch das Dunkel beleuchtet werden, die Sonne am Abglanz des Mondes und den letzten Strahlen der Dämmerung erforscht werden. Wer wagt es, gegen solche Perversion zu protestieren? Als ob es kein Selbstbewusstsein gäbe! Als ob nicht die experimentelle Psychologie etwa durch die Würzburger-Schule eines Külpe, Ach und Lindworsky die Sonderstellung der Denk- und Willensakte dargetan hätte! Wir sind die letzten, die Bedeutung des Unbewussten für das Seelenleben des Menschen bagatellisieren zu wollen, aber wir werden niemals durch die trübere Linse des Unbewussten das Bewusste als blosses «Phänomen» betrachten können. Der katholische Mensch wird sich niemals lange in einen Luftschuttkeller einsperren, um dann über die Existenz der Sonne zu diskutieren. Der christliche Mensch ist ein betont geistiger Mensch. Er glaubt an die Fähigkeit seines Verstandes (der übrigens kein aus der lebendigen seelischen Gesamtheit herausdestillierter «reiner» Verstand ist) und deshalb kann er sich nicht mit noch so wissenschaftlich aufgedrehter Scheinproblematik zufrieden geben, sondern will die Wesens- und Sinnfragen stellen. Der Geist ist ihm nicht bloss der Techniker des Lebens, sondern vor allem der letzte Sinndeuter des Daseins. Damit distanziert sich der katholische Mensch gleich weit von ödem Rationalismus und intellektfeindlichem Intuitionismus, lehnt aber noch vielmehr jenen sich selbst widersprechenden «absoluten» Relativismus ab, für den die Wahrheit jedes Jahrzehnt ändert, in jedem Kulturkreis wieder eine andere sein kann. — Der katholische Mensch reisst nicht bloss reine und praktische Vernunft nicht auseinander (er würde damit den Menschen schlimmer zerreißen, als die Atombombe die Atome spaltet), er weiss auch, dass jene Schwächung seiner natürlichen Verstandeskkräfte durch die Erbsünde nicht so tief ging, wie Luther gemeint hatte, da er die Vernunft eine «aussätzige Hure» nannte, und dass durch die Offenbarung Christi, der kam, «um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen», jene Schwächung überdies wettgemacht wurde. Darum ist das katholische Menschenbild ein zutiefst geistiges, geformt von den ewigen Wahrheiten. Sie geben diesem Antlitz den Zug ruhiger Sicherheit und innerlich geschlossener Einheit. Die seelische Zusammenhanglosigkeit, die nach Max Picard auf dem modernen Gesicht so deutlich geschrieben steht und den inneren Zerfall des eigentlich Menschlichen verrät, kann vom katholischen Menschen überwunden werden. Nicht umsonst hat ein Paulus immer wieder verlangt, die Christen sollten «reich werden an Erkenntnis und jeglichem Verständnis» (Phil. 1, 9), und hat in seinen Briefen auch geistige Ansprüche an die Christen gestellt und befriedigt. Nicht einmal die als so «einfach» geprie-

senen Gleichnisse und Parabeln des Herrn waren leicht verständlich, sondern wurden gegeben, dass «sie sehen und doch nicht sehen, hören und nicht verstehen» (Mt. 13, 13). Die These, christliche Verkündigung müsse sich auf der Ebene geistiger Anspruchslosigkeit bewegen, findet weder in der Hl. Schrift, noch in der älteren Tradition eine Stütze. Der katholische Mensch ist nur als geistig lebender Mensch möglich. Als solcher ist er zwar gebunden an die Autorität seiner religiösen Wahrheit, aber er weiss, dass es die Wahrheit der Wirklichkeit selber ist, die er erkennt, und die ihm von Christus bestätigt wird. Darum macht ihn diese Wahrheit frei nicht nur von den Vorurteilen triebverhafteter Weltanschauungen, sondern auch von der auf weiten Strecken J. Kant verhafteten, ruhelosen und düsteren Problematik neuprotestantischer Geistigkeit, und der zwischen absoluter Objektivität und absoluter Subjektivität schwankenden Unsicherheit anthroposophisch-idealisticischer Weltauffassung. Es darf in diesem Zusammenhang auf die Neuerscheinung «Das Menschenbild im katholischen, protestantischen und anthroposophischen Erziehungs-Ideal» hingewiesen werden, die bei Paul Haupt in Bern kürzlich erschienen ist, in der wir das katholische Menschenbild ausführlich skizziert haben.

Weil der katholische Mensch ein bewusst geistiger Mensch ist, vermag er das äussere und innere Chaos zu meistern, das überall sich ausdehnt, wo nur das Stoffliche anerkannt und gesehen wird. Materialismus und Irrationalismus gehören eng zusammen. Beide miteinander haben die Unordnung heraufbeschworen, als sie sich vom Geiste emanzipierten. Die Stoff- und Triebwelt gilt dem katholischen Menschen zwar nicht als böse, sie ist ihm als Schöpfung Gottes gut und wichtig. Aber im Menschen ist Stoff und Trieb mit dem Geiste gekoppelt und darum der Erhellung und Führung durch den Geist bedürftig. Der Geist bestimmt die Rangordnung der Dinge, weil er allein um höhere Ziele weiss. Den katholischen Menschen sollte darum ein fast instinktives Wertbewusstsein auszeichnen, jene echte Kritikfähigkeit, die Paulus vom Christen fordert, die Gabe Echtes und Unechtes, Wichtiges und Nebensächliches zu unterscheiden.

Das Menschenbild unserer Zeit ist zweitens ein naturalistisches. Reine Diesseitigkeit hat ihm seine eigentliche Tiefendimension, jene der Göttlichkeit, geraubt. Darum wirkt das Gesicht des heutigen Menschen so flächenhaft, darum geht das Auge schon unserer Kinder nur auf das Nahe, Greifbare und betrachtet so erschreckend nüchtern und illusionslos diese Welt. Der Blick in die Ueberwelt ging verloren. Alles, was über das Nächstliegende hinausgeht, wird als unwirklich, als phantastisch abgelehnt. Der Mensch ist zum Lakaien gewöhnlichsten Lebensbedürfnisses geworden. Religiöses Denken und Leben gar wird in die Kategorie des Magischen und Praelogischen, und damit in die Welt des Primitiven verbannt. Darum zählt man den katholischen Menschen zu den mittelalterlichen Menschen, die nicht Schritt gehalten haben mit der Entwicklung, oder man vermutet, bei den katholischen Intellektuellen vor allem, sie führten ein eigenartiges Doppelleben, es klappte ein Riss zwischen ihrem Denken als gebildeten Menschen des 20. Jahrhunderts und ihrem sonntäglichen Kirchenbesuch, wo sie sich für eine Stunde von der Wehrauchatmosphäre einnebeln liessen.

Dieser Naturalismus erweist sich als langlebige, in vielen Metamorphosen sich immer wieder wandelnde Haltung. Glaubte man, er würde mit der Ueberwindung der mechanistischen Naturwissenschaft von selbst absterben, ja infolge der Hochkonjunktur für irrationalistische öst-

liche Mystizismen eine verächtliche Angelegenheit werden, so hat sich dieser Glaube als allzu naiv herausgestellt. Im Existenzialismus der deutschen Vorkriegs- wie der französischen Nachkriegsphilosophie gipfelt er sich in letzter brutaler Nacktheit. Die schmuck- und inhaltlose Existenz allein muss genügen, um in höchster Intensität das Dasein zu erleben, das nicht mehr über sich hinausweist, das in keinem überweltlichen Bezirke nach einer Ewigkeit verlangt, sondern nur je im Augenblicke der persönlichen Entscheidung seine Grösse und seine innerlich verhaltene Leidenschaft erreichen soll. Aber ist es nicht dieser Existenzialismus, der den Menschen in jene neurotischen und hysterischen Reaktionen treibt, die sich im Kriege so dämonisch auswirkten? Denn diese Verherrlichung des «Daseins im Augenblicke» überwindet nicht die unheimliche Lebensangst im Gesicht des deutschen Menschen, sondern steigert diese «Grundbefindlichkeit» des Daseins, eben die Angst ins Unermessliche, führt zur Personenspaltung oder zur Apathie des Nihilismus.

Aber auch die Keime zu einem neuen Humanismus, wie wir sie heute recht zahlreich in ausländischen Zeitschriften entdecken können, bleiben fest im harten Boden des Diesseits verwurzelt. Wo sie doch noch vom christlichen Tau befeuchtet werden, sind es nicht die Tautropfen christlicher, übernatürlicher Wahrheit und Gnade, sondern nur die verblasenen Tröpflein christlicher Ethik, die in subjektiver Auswahl aufgenommen werden, fast nur wie zur Verzierung des Daseins. Man glaubt im Grunde an ein mögliches griechisches Menschentum schöner Proportionen, massvoller Harmonie und seelischer Gesundheit. — Aber dieser gutgemeinte Humanismus weiss nicht um das verschwiegenste Geheimnis des Menschseins: um das Leid. Er glaubt unbewusst an eine beständige Entwicklung und spricht von Tragik, wenn die Linie der Entwicklung plötzlich abreisst oder gewaltsam gebrochen wird. Damit aber verfällt dieser Humanismus der üblichen Ratlosigkeit jedes rein naturalistischen Lebensstiles, sein Ende ist regelmässig die Verlegenheit.

Der christliche Mensch aber ist bewusst ein Bürger zweier Welten. Sein Weg führt aus dem Diesseits ins Jenseits, und da, wo sich die beiden Wege treffen, steht das Kreuz. Es bedeutet für ihn nicht tragisches Schicksal und noch weniger hoffnungslose Verzweiflung. Er grüsst es als «spes unica», als Vermittlerin aller Gnaden. Freilich nicht in hybridem Leidensmut, nicht aus der blossen Erfahrung, dass Leiden den Menschen läutern und vertiefen. Solches Denken läge auf dem Geleise eines gewissen Idealismus und damit der Entwicklungsideo, die sich bei näherem Zusehen als Idee einer immanenten Kreisbewegung entpuppt, wie Nietzsche durchaus richtig gesehen hat. Es geht dem christlichen Menschen bei seiner Annahme des Kreuzes nicht um Entwicklung, sondern um Verwandlung, dass das Vergängliche ins Unvergängliche gewandelt werde, darum muss das Weizenkorn sterben. «Das Verwesliche wird mit Unverweslichkeit, das Sterbliche mit Unsterblichkeit bekleidet, wir werden alle verwandelt werden» (1 Cor. 15). Dies alles aber in der Kraft dessen, der den Tod überwunden hat.

So wichtig es ist zu betonen, dass diese Ausrichtung auf das Jenseits den Menschen nicht lebensuntüchtig macht, dass im Gegenteil alle grossen Kulturen von der transzendierenden Kraft jenseitigen Denkens geschaffen und getragen wurden, die Betonung der Ueberwelt selber und dessen, der uns den Weg zu ihr durch seine Wahrheit, sein Kreuz und seine Gnade geöffnet hat und ständig öffnet, darf über dem Kulturchristentum nicht

vernachlässigt werden. Der Zug der Jenseitigkeit darf aus dem Gesicht des katholischen Menschen nicht zur Unkenntlichkeit verwischt werden. Erst durch die Begegnung mit der göttlichen Kraft gestaltet der katholische Mensch sein eigentliches Menschenantlitz, das dann nicht mehr die Züge eines blossen Edelmenschentums aufweist, sondern in seiner Vollendung jene des Gott-Menschentums zeigen wird, der Humanitas und Benignitas, die in Christus erschienen sind.

Die holländischen Bischöfe im Widerstand gegen den Nationalsozialismus

Es liegt uns fern, die Bedeutung von Politik und Wirtschaft zu unterschätzen. Trotzdem sind wir jedoch der Ueberzeugung («Apologetische Blätter» Nr. 5, 15. März 1946: Ex urbe et orbe, S. 47), dass die tiefsten Wurzeln der nazistischen Gefahr und des Unglückes, das sie mit sich gebracht hat, im Bereich des Religiösen und Philosophischen lagen. All die Greuel und politischen Ungerechtigkeiten waren letztlich die unselige Frucht einer heidnisch-materialistischen Weltanschauung, welche nichts wissen wollte von Christus, vom christlichen Begriff der menschlichen Persönlichkeit und von den daraus erwachsenden Pflichten. Sie waren die Früchte einer Weltanschauung, die all diesen Werten mit Hass begegnete. Hatte nicht Hitler selbst die Kühnheit, die Zerstörung des Christentums als sein Hauptziel zu proklamieren? Was wunder, wenn die katholische Kirche von der ersten Stunde an Widerstand leistete? In der Enzyklika «Mit brennender Sorge» hat sie als erste ein offenes Wort gesprochen und ihre Befürchtung und Sorge zum Ausdruck gebracht. In ihren heiligsten Rechten angegriffen und gehemmt in der ihr von Christus persönlich aufgetragenen Mission, musste die Kirche sich verteidigen und Widerstand leisten. Die Kirche hat damit nicht bis zum Juni 1941 gewartet.

Ein holländisches Buch.

Eine der verschiedenen Dokumentationen katholischen Widerstandes (wir werden später noch auf andere zu sprechen kommen) ist das Werk von P. Dr. S. Stockmann O. F. M.: «Die holländischen Bischöfe im Widerstand gegen den Nazismus und die deutsche Tyrannei» (Verlag Spectrum, Utrecht). Das Vorwort ist von S. Em. dem Kardinal Dr. J. de Jong geschrieben.

Das 300 Seiten umfassende Buch ist eine sachliche Darlegung alles dessen, was die holländischen Bischöfe unternommen haben, um das Volk vor der Vergiftung durch nazistische Ideen zu schützen, die Rechte der Kirche, der Religion und des Menschen zu verteidigen und geistig sowohl wie materiell den Opfern der nationalsozialistischen Ungerechtigkeiten zu Hilfe zu kommen.

Schon lange vor Kriegsausbruch 1940 äusseren die holländischen Bischöfe ihre Meinung und bezogen angesichts des herrschenden Faschismus und Nationalsozialismus, der in den dreissiger Jahren auch in Holland an Boden gewonnen hatte, klare Stellung. Erinnern wir uns an die allerdings nicht formelle Verwerfung im Jahre 1934, an die ausdrückliche Verurteilung im Jahre 1936. Durch sie wurden alle, die der Partei bedeutsame

Unterstützung gewährten, vom Sakramenteneempfang ausgeschlossen.

Wie ein Mahnmal sollte dieses katholische Menschenbild in der Auseinandersetzung unserer Epoche stehen. Deutlich und genau müsste es jenes Bild verwirklichen, nach dem der Mensch ursprünglich geschaffen ward, von dem er durch eigene Schuld abfiel, zu dem hin er aber wieder erlöst wurde. Dieses Bild gilt es heute aufzurichten und zu verkünden. Seine Würde, sein Adel aber sind die heimliche Sehnsucht aller Menschen, die nach dem Ur-Bild des vollen und echten Menschentums fragen.

Unterstützung gewährten, vom Sakramenteneempfang ausgeschlossen.

Indes schufen die Besetzung im Jahre 1940 sowie die Politik der zivilen Verwaltung eine neue Lage, die ihrerseits wieder nach einer ebenso neuen Verhaltensweise rief. Im Hinblick auf die bitteren Erfahrungen des deutschen Episkopates blieben die holländischen Bischöfe gegenüber allen Garantien von Seite der deutschen Machthaber in Holland immer sehr skeptisch. Es war ihre tiefste Ueberzeugung, dass der Nationalsozialismus mehr war als ein soziales und wirtschaftliches System, von dem sie sich hätten distanzieren können. Der Nationalsozialismus war eine Weltanschauung, die alle Maßstäbe der Parteiführer bestimmte, eine Religion ohne persönlichen Gott, ohne die festen christlichen Normen der Sittlichkeit und des Rechts. Es galt, darüber zu wachen, dass der militärische Zusammenbruch unter der Macht des Nationalsozialismus nicht auch den geistigen nach sich zog. Gewiss, Reichskommissär Dr. Seyß-Inquart hatte in seiner Rede vom 23. Mai 1940 u. a. versichert: «Wir kommen nicht nach Holland, um dieses Volk und dieses Land durch eine imperialistische Politik zu schikanieren, auch nicht, um ihm unsere politischen Ansichten aufzuzwingen». Trotzdem sollten die späteren Ereignisse eine andere Sprache sprechen. Solche trügerischen Worte mussten indes in den Reihen der Holländer eine gewisse Schwankung hervorrufen. Militärische Erfolge und der Druck auf die öffentliche Meinung taten das ihrige. Die Gefahr wurde immer grösser. Die holländischen Bischöfe konnten nicht länger abseits stehen. Das katholische Volk Hollands erwartete von seiten der kirchlichen Autorität klare Direktiven, die in den Hirtenbriefen und Instruktionen vom 13. Januar 1941 tatsächlich gegeben wurden.

Auf Grund dieser Hirtenschreiben und Instruktionen — sie waren bedeutend strenger als die Verurteilungen aus den Jahren 1934 und 1936 — wurde der Sakramenteneempfang verweigert: allen Mitgliedern der N. S. B. (Nationalsozialistische Bewegung), allen Mitgliedern von Organisationen wie der W. A. (War afderling) oder der holländischen SS, den Mitgliedern von Vereinen, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten, allen Propagandisten der N. S. B., sowie ihren finanziellen und moralischen Helfershelfern, den Lesern nationalsozialistischen Schrifttums, den Mitgliedern des «nationale Jongdstern», die das 16. Altersjahr überschritten hatten usw. usw.. Ein Kompromiss war ausgeschlossen.

Trotzdem verursachten diese Massnahmen den Geistlichen in der Ausübung ihres Amtes verwickelte Einzelfälle, die eine gerechte Lösung forderten. Was sollte

mit jenen geschehen, die gezwungen der Partei beitreten? Mit den jungen Mitgliedern der nazistischen Jugendbewegungen? Mit den Mitgliedern nationalsozialistischer Verbände, wie des N. V. V. (Neederlandsche verband van vokvereinigungen)? Das verlangte von den Priestern Gerechtigkeitssinn und Klugheit. Man durfte nicht alle in Bausch und Bogen verurteilen; jeder einzelne Fall musste für sich geprüft werden. Ein heikles Problem stellte die Ehefrage, denn den Mitgliedern der N. S. B. war die kirchliche Trauung untersagt. Nicht selten konnte man vernehmen, die kirchliche Trauung, um die man gebeten habe, werde vorläufig nicht stattfinden, da die kirchlichen Autoritäten sie verweigerten, oder: Sobald die holländischen Bischöfe ihren Irrtum eingesehen hätten, werde die kirchliche Trauung nachgeholt werden.

Offener Widerstand

Mit der dreifachen Verurteilung von 1934, 1936 und vor allem mit jener vom Januar 1941 war der Widerstand der holländischen Bischöfe eröffnet. Wo der Nationalsozialismus Einfluss zu gewinnen suchte, machte sich dieser Widerstand geltend. Bald war es die allgemeine Lage, bald eine spezielle Massnahme der Besatzungsmacht, welche die holländischen Bischöfe zur Intervention, zum Erlass von Richtlinien, zu Protesten und Gegenmassnahmen zwang, um die Rechte und Freiheiten der treuen Patrioten zu retten. Viele der in Stockmanns Buch angeführten Dokumente mussten während des Krieges geheimgehalten werden. Hirtenbriefe konnten zwar von der Kanzel herunter verlesen werden, die Verbreitung des Textes konnte jedoch nur im geheimen geschehen. Mehrere Proteste bei der deutschen und holländischen Regierung blieben der Öffentlichkeit überhaupt unbekannt.

All das findet sich geordnet und erklärt in Stockmanns reich dokumentiertem Werk. Im ersten, 5 Kapitel umfassenden Teil (Seite 18—158), gibt der Verfasser einen systematischen Ueberblick über die Aktivität der holländischen Bischöfe im Laufe der Kriegsjahre; er entwirft dort ein Bild über das Werden und die Veranlassung der von den Bischöfen unternommenen Aktionen gegen den nationalsozialistischen Einfluss in Holland. Im ersten Kapitel, dem wir bereits einige Zitate entnommen haben, führt Dr. Stockmann unter dem Titel «Die letzten Prinzipien des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus» die Dokumente an, welche das eigentliche Fundament der Résistance darstellen: Die dreifache Verurteilung der nationalsozialistischen Bewegung (1934, 36, 41); Verbot der Zusammenarbeit mit der deutschen Wehrmacht; Audienzen der christlichen Kirchen bei Dr. Seyß-Inquart: eine klare mündliche Auseinandersetzung zwischen der geistig-christlichen Autorität und der Besatzungsmacht.

Kapitel 2 berichtet vom Widerstand gegen den Angriff auf die katholischen kulturellen Organisationen (Radio, Presse, katholischer Unterricht), die religiösen und caritativen Organisationen (Vereinigungen und katholischen Stiftungen ohne Erwerbsziel, Sammelrecht, Spitäler usw.), soziale Verbände (Vereinigungen der katholischen Arbeiter, Bauern und Lehrer), Kapitel 3 vom Widerstand gegen die nationalsozialistischen Organisationen (Winterhilfe, holländischer Volksdienst, Arbeitsdienst, Kulturkammer, Ärztekammer usw.), Kapitel 4 vom Widerstand gegen die Deportationen und dem Güterraub (Judendeportationen, Deportationen der holländischen Arbeiter, Jagd auf Stu-

denten, zweite Gefangennahme von holländischen Militärpersonen, Raub von Kirchengütern usw.), Kapitel 5 vom Widerstand durch Hilfeleistung gegenüber den Opfern der nazistischen Ungerechtigkeit.

Nach zwei Jahren Besetzung und trotz des Widerstandes und der bischöflichen Proteste würde der totalitäre Charakter der nazistischen Weltanschauung immer spürbarer. Er zeigte sich in verschiedenen Massnahmen, die auf skandalöse Weise Recht und geistig kulturelles Leben in Holland vergewaltigten. Angesichts dieser wachsenden Gefahr kamen die verschiedenen christlichen Kirchen zur Ueberzeugung, dass mehr Solidarität im Handeln und gemeinsame Proteste bei den nationalsozialistischen Regierungsstellen am Platze seien. Diese richteten sich vor allem gegen Prof. Schrieke, den Chef des Justizdepartementes und gegen Dr. Seyß-Inquart.

Beschwerde bei Seyß-Inquart

Am 5. Januar 1942 wurden die Delegierten der verschiedenen christlichen Kirchen, unter ihnen Msgr. van de Loo als Stellvertreter der katholischen Bischöfe, von Prof. Schrieke empfangen. Bei dieser Gelegenheit legten die Vertreter ihre Verwahrung ein gegen die Zerstörung der gesellschaftlichen Grundlagen, nämlich der Gerechtigkeit, der Liebe, der Meinungs- und Ueberzeugungsfreiheit durch willkürliche Verhaftungen und Einkerkierungen, durch Judendeportationen, durch Druck auf die Bevölkerung.

Am 17. Februar 1942 wurden dieselben Delegierten von Dr. Seyß-Inquart in Audienz empfangen. Prof. W. J. Aalders, der mit Msgr. van de Loo und Dr. J. J. C. van Dijk an der Besprechung teilnahm, legte ihm dieselben Beschwerden vor. Herr Seyß-Inquart antwortete mit einer vorbereiteten Rede, die keine der gestellten Fragen berührte. Mit viel Rhetorik zeichnete er in groben Zügen ein Bild von den Grausamkeiten des Bolschewismus, der in gefährlicher Weise unsere christliche Zivilisation bedrohe. Aus diesem Grunde, so führte er aus, müssten alle Feinde Deutschlands verhaftet werden. Die Juden zeichnete er als degenerierte und staatsgefährliche Rasse. Bezüglich der Meinungs- und Ueberzeugungsfreiheit (Glaubensfreiheit) beabsichtigte die Deutschen niemals, den Holländern ihre Weltanschauung aufzuzwingen. Seyß-Inquart liess durchblicken, dass Holland sich vielmehr dem wirtschaftlichen System der neuen Ordnung anpassen müsse, dass nicht der Nationalsozialismus die Kirche provoziere, sondern dass das Gegenteil der Fall sei. Die Kirche hätte nämlich durch den Erlass politischer Direktiven ihren Bereich überschritten. Er bedaure aufs tiefste, dass sie es gewagt habe, gläubigen Nationalsozialisten die Sakramente zu verweigern, seien diese doch bereit, ihr Leben im Kampf gegen den Bolschewismus zu opfern. — Auf diese Ausführungen, die den wesentlichen Fragepunkt nicht trafen, antworteten die Delegierten, sie hätten nicht für den Bolschewismus plädiert. Der Kampf zwischen Deutschland und dem Bolschewismus hätte rein politischen Charakter und erkläre in keiner Weise die Invasion der deutschen Wehrmacht in Holland. Nicht die Blut- und Rassentheorie, so führten sie weiter aus, könne als letzte Norm dienen, sondern nur das Gesetz des Evangeliums. Die christliche Ueberzeugung führe unvermeidlich zum Konflikt mit der nazistischen Weltanschauung, die alle Bereiche des öffentlichen Lebens vergiftet habe.

Diese Audienz hinterliess bei den Delegierten der christlichen Kirchen den Eindruck, dass die Ergebnisse gleich Null waren. Zufrieden indessen, vor den Besatzungsbehörden auf diese Weise ihre Meinung zum

Ausdruck gebracht zu haben, wollten sie unverzüglich ihre Gläubigen über den unternommenen Schritt und über das negative Resultat unterrichten. Im letzten Augenblick verbot die «Sicherheitspolizei» unter Strafandrohung, irgendwelche Erklärung an die Gläubigen zu richten. Daraufhin richteten die kirchlichen Autoritäten an Herrn Seyß-Inquart die Frage, ob es in Zukunft, um Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kirchen und der zivilen Gewalt zu regeln, kein anderes Mittel gebe als die Einmischung der Polizei. Diese Audienz bedeutete ein besonderes Datum in dem nun eingeleiteten Kampf zwischen den holländischen Bischöfen und den führenden Leuten der Nazis. Sie hatte die Lage geklärt und den schlechten Willen der Besatzungsbehörden noch klarer in Erscheinung treten lassen. Es blieb nichts übrig, als der Kampf für die Verteidigung der Rechte gegen die Gewalt auch auf die Gefahr hin, dass daraus vorübergehend dem mystischen Leib Christi, der Kirche, Schaden erwachse.

Ausgedehnter Widerstand

Während drei langen Jahren, bis zum Tag der Befreiung, wurde der Widerstand der Bischöfe immer grösser und auf immer weitere Gebiete ausgedehnt.

Hier all die einschlägigen Dokumente dieses ausgedehnten Widerstandes der katholischen Bischöfe anzuführen, würde zu weit führen. Erwähnen wir nur noch zwei Dokumente: den Hirtenbrief vom 25. Juli 1941 gegen das Verbot der katholischen Arbeiterverbände und den vom 12. Mai 1943 gegen die Arbeiterdeportationen nach Deutschland. Die Briefe sind von einer ganz besonderen Bedeutung, da der erste das Zeichen zu einem passiven Widerstand war und weil der andere sozusagen den Höhepunkt des Kampfes der katholischen Holländer gegen die nazistische Besatzungsmacht bedeutete.

Gegen die nationalsozialistische Arbeiterliga

Trotz der gegenteiligen Behauptungen von Seyß-Inquart hatte die Besatzungsmacht die Absicht, das holländische Volk zur nationalsozialistischen Lehre zu bekehren und die «Gleichschaltung» durchzuführen. Zu diesem Zwecke war es u. a. notwendig, den Einfluss der bestehenden katholischen Organisationen zu brechen und sie durch List oder durch Gewalt durch nazistische Organisationen zu ersetzen. Während des ersten Besatzungsjahres hatte der Feind trotz der Proteste der Bischöfe schon mehrere katholische Zeitungen verboten oder geknebelt, bestimmte Vereinigungen für die katholische Jugend waren schon aufgelöst worden, das RKO (kathol. Radio) musste schweigen. Die Nazifizierung ging ihren Weg. Am 25. Juli 1941 ernannte der Reichskommissar den Nationalsozialisten van Wondenberg zum Kommissar der katholischen Arbeiterliga (R. K. Werkliedenverbond) und stellte damit diese Organisation mit ihren 200,000 Arbeitern unter nazistische Aufsicht. Die Reaktion war jedoch eine ganz andere, als die Deutschen erwarteten. Die Leiter und die ganze Angestelltenschaft weigerten sich, mit van Wondenberg zusammenzuarbeiten. Zehntausende von Mitgliedern verliessen die Liga. Dieser massenhafte Widerstand der katholischen Arbeiter wurde durch den Hirtenbrief vom 25. Juli 1941 mächtig unterstützt. Dieser Brief war die erste öffentliche Anklage der Bischöfe gegen das Naziregime in Holland. «Lange», so führte der Brief aus, «haben wir in Schweigen verbracht, wenigstens öffentlich, gegenüber all den Ungerechtigkeiten, welche in diesen letzten Monaten gegenüber uns Katholiken geschehen sind . . . Aber jetzt

hat sich etwas ereignet, wozu wir nicht schweigen können, ohne unseren geistlichen Auftrag zu verraten. Non possumus non loqui.» Durch diesen Hirtenbrief wurden alle diejenigen Personen vom Sakramentenempfang ausgeschlossen, welche der neuen Arbeiterliga beitreten würden, die ja nichts anderes war, als eine getarnte nationalsozialistische Organisation. Die Deutschen gaben sich wohl Rechenschaft über die Tragweite dieses Hirtenbriefes, der 200,000 katholische Arbeiter betreffen musste und so die katholische Meinung aufwühlen würde. Deshalb taten sie alles, um seine Verlesung in der Kirche zu verhindern. Noch am Sonntag, den 3. August 1941, morgens 4 Uhr, benachrichtigte die Gestapo den Erzbischof und alle anderen Bischöfe, dass Dr. Seyß-Inquart die Verlesung des Briefes verboten habe. Trotzdem wurde der Brief an diesem Tag in allen Kirchen und öffentlichen Kapellen des Landes verlesen. Der Hirtenbrief traf die Besatzungsmächte ins Lebendige, was aus einer Rede des Generalkommissars Schmidt am 15. August 1941 in Utrecht hervorging, die aber auch gleichzeitig mit einem Schlag das Spiel der Besatzungsmacht entlarvte. «Wir Nationalsozialisten», sagte er, «sprechen den Bischöfen und jeder kirchlichen Autorität das Recht ab, sich in politische Dinge einzumischen, die nur Sache der politischen Führer und der Laien sind. Unsere Devise: ‚Die Volksführung gehört uns‘ ist, wie wir jetzt wissen, durch die Kirche angegriffen worden. Aber wir werden die Kirche in die Domäne zurückweisen, die die ihr eigene ist. Wir werden den Priestern langsam aber sicher jede weltliche Macht nehmen. Die Bischöfe dürfen mit uns zusammen zum Wohl des Volkes arbeiten, wenn sie sich aber weigern, uns die Volksführung zu überlassen, werden sie die nationalsozialistische Härte kennen lernen müssen.» — Das war nur ein Grund mehr für die Bischöfe, Widerstand zu leisten!

Gegen die Arbeiterdeportationen

Der bischöfliche Widerstand erreichte seinen Höhepunkt in der lauten Anklage gegen die Deportierung von Arbeitern in dem Hirtenbrief vom 12. Mai 1943. Nach gewohnter Methode gebrauchte die Besatzungsmacht in der Frage der Arbeiteranwerbung zuerst die Milde und dann die Strenge. Von Juni 1940 ab suchten die Deutschen freiwillige Arbeiter. Als diese sich nur in sehr kleiner Zahl zur Verfügung stellten, begann der Feind mit einem sanften Druck: den Arbeitslosen wurde Arbeit in Deutschland angeboten; wer sich zu gehen weigerte, erhielt keine Arbeitslosenunterstützung mehr. Viele gingen nach Deutschland, weil sie gezwungen waren, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Auf diese Weise arbeiteten im Dezember 1941 150,369 holländische Arbeiter in Deutschland.

Für die deutschen Behörden waren das aber noch zu wenige. Am 20. Februar 1942 wurde bestimmt, alle Männer und unverheirateten Frauen, die nicht in der Lage waren, für ihren Unterhalt aufzukommen, hätten sich in den Arbeitsbüros einzuschreiben. Die Leiter dieser Büros hatten die Aufgabe, eine möglichst grosse Zahl von Arbeitern anzuwerben. Dies liess die Frage entstehen, ob es diesen überhaupt im Gewissen erlaubt sei, Landsleute zur Arbeit in Deutschland zu verpflichten. Die Frage wurde von den Bischöfen geprüft und auf einer am 26. April 1942 im erzbischöflichen Palais abgehaltenen Konferenz entschieden: die Leiter dieser Arbeitsbüros hätten nicht nur kein Recht dazu, sondern sie seien sogar im Gewissen verpflichtet, ihre Stelle aufzugeben. Unter den 37 Leitern der Büros waren 7 Nazis; von den 30 andern entschlossen sich 20, den bischöflichen Weisungen

Folge zu geben und ihr Amt niederzulegen. Daraufhin wurde die von den Nationalsozialisten getroffene Massnahme zurückgezogen. Die Büros hatten sich nur noch mit freiwilligen Arbeitern zu befassen.

Die Niederlage von Stalingrad änderte indes wieder den Sachverhalt. Obwohl im Dezember 1942 schon 262,872 holländische Arbeiter in Deutschland beschäftigt waren, wurden jetzt alle erreichbaren Arbeitskräfte in Holland mobilisiert. Alle Männer von 18 bis 35 Jahren wurden (mit wenigen Ausnahmen) zur Arbeit gezwungen und massenweise nach Deutschland deportiert. Die Bischöfe protestierten energisch im Hirtenbrief vom 12. Mai 1943: «Die Deportationen sind eine schreiende Ungerechtigkeit... eine Verletzung aller menschlichen und göttlichen Rechte. Hier geht eine Deportation in einem solchen Ausmass vor sich, wie die christliche Welt sie noch nie gesehen hat. Um ähnliches zu finden, muss man bis zum babylonischen Exil zurückgehen, als das Volk Gottes in Gefangenschaft abgeführt wurde. Der Kampf gegen den Bolschewismus ist nur ein Vorwand. Wer den Bolschewismus, den vom Papst verurteilten atheistischen Kommunismus, wirklich bekämpfen will, darf nicht mit allen Mitteln das Christentum verfolgen, wie es der Nationalsozialismus tut, der die Kirche daran hindert, ihr Amt den eigenen Kindern gegenüber auszuüben.»

Holländische Priester, die sich angeboten hatten, die deportierten Arbeiter zu begleiten, wurden tatsächlich zurückgewiesen. Der Hirtenbrief vom 12. Mai 1943 ist ohne Zweifel der heftigste Protest der Bischöfe gegen die Nazimethoden.

Die Kirche ein Bollwerk gegen den Nationalsozialismus

Unglücklicherweise haben all die Vermittlungsaktionen der holländischen Bischöfe ihre Hirtenbriefe, Instruktionen und Direktiven, welche in den 150 letzten

Seiten des Buches wiedergegeben werden, die Ungerechtigkeiten der nazistischen Besatzungsbehörde nicht verhindern können; erst die Waffen konnten diese Tyrannei brechen. Dass der Widerstand der holländischen Bischöfe die Propaganda und die Vorstösse der Nazis weitgehend verhinderte, zeigt ganz klar eine Rede, die der Generalkommissär Schmidt in einer Geheimsitzung der nationalsozialistischen Funktionäre zu Utrecht am 15. August 1941 hielt: «In Deutschland wie in Holland», sagte er, «muss der Nationalsozialismus gegen drei sehr mächtige Kräfte den Kampf führen: im Osten gegen den Bolschewismus, im Westen gegen die Plutokratie und im Innern gegen die römisch-katholische Kirche». Ein herrliches Zeugnis, das damit dem Widerstand der holländischen Bischöfe ausgestellt wurde.

Der holländische Sprecher vom Radio London schloss während des Krieges seine Nachrichten immer mit den sinnvollen, auf dieses Volk der Seefahrer bezugnehmenden Worten: «Goed behonder vaarten goede wacht».

Wenn man dies Buch über den Widerstand der holländischen Bischöfe liest, denkt man an diesen Radiogruss. — Die holländischen Bischöfe waren die Lichtträger und die geistigen Wächter, die während der Jahre des Sturmes, der im politischen und religiösen Leben tobte, auf der Wacht standen, immer wieder Klarheit boten und den holländischen Patrioten in ihrer Not zu Führern wurden. In keinem von den Nazis besetzten Land haben die katholischen Bischöfe einen so energischen und gleichzeitig so umfassenden Widerstand geleistet, wie in Holland. Deshalb können die holländischen Katholiken ihren geistigen Führern gegenüber mit Dankbarkeit und mit Stolz sich an diesen Widerstand erinnern, der nicht von einer minderwertigen parteipolitischen Gesinnung getragen war, sondern vom Geist wahrer Grösse und Freiheit!

Die Bedeutung des «Linkskatholizismus» in Frankreich

(Zur Problematik unserer Zeitenwende.)

Das Wesen und die Rolle des französischen «Linkskatholizismus» sind Gegenstand zweier Aufsätze gewesen (Apolog. Bl., Nr. 11, 12/13, Jg. 1946), deren richtiges Verständnis einige grundsätzliche Nachbemerktungen erfordert. Nicht um Berichtigungen wird es sich dabei handeln, sondern um Ergänzungen, zumal es dabei um Probleme geht, die für unsere Uebergangszeit überhaupt bedeutsam sind, nicht nur für Frankreich. Die beiden Aufsätze stammen von einem Franzosen, der selber mitten in der Bewegung steht. Haben seine Ausführungen nicht den Eindruck erwecken können, als brauchte es nur eine klare Erkenntnis der Glaubenslehre und ein höheres Mass an gutem Willen, um die vielfältige Krise unserer Zeit zu überwinden? Oder hat nicht umgekehrt der Eindruck entstehen können, als wäre alle Glaubenserkenntnis und der heroischste Bekenntniswille zuletzt doch vergeblich? Folgt nicht auf den Eindruck, der Christ müsse seinen Weg von der Uebernatur zur Natur finden, der entgegengesetzte Eindruck, die Tragik im natürlichen Bereich lasse zuletzt doch nichts übrig als die Flucht in die Uebernatur?

Das verwirrende Spiel solcher Eindrücke spiegelt un-

sere Verwirrung gegenüber der Vielfalt der Erscheinungen in unserer Zeit. Ermessen wir denn immer, wieviele Weltanschauungen, wieviele Gesellschaften in unserer Zeit nebeneinander bestehen? Wir wissen, dass es nur eine katholische Glaubenslehre gibt, gegeben hat und geben kann; aber wir vergessen, dass Weltanschauungen zeitbedingt sind, weil sie von menschlichen und natürlichen Verhältnissen mehr abhängen als von den ewigen Glaubenswahrheiten, und dass es also auch mehr als eine katholische Weltanschauung gibt, von den andern ganz zu schweigen. Wir sprechen von der Gesellschaft unserer Zeit; aber wir übersehen dabei zuweilen, dass es eine mittelalterliche Gesellschaft gegeben hat, darauf noch die eines Zeitalters, dessen Ende wir bereits absehen, und dass diese vergangenen Gesellschaften noch nicht verschwunden sind, obwohl sich schon eine künftige abzuzeichnen beginnt.

1. Vergangene Formen in der Gegenwart

Die Weltanschauung des abendländischen Mittelalters ist wesentlich spiritualistisch gewesen. Das Hauptkennzeichen dieses Spiritualismus war nicht etwa der Vorrang der Uebernatur — dieses Merkmal findet

sich ganz genau so im christlichen Universalismus unserer Tage —, sondern die einseitige Erkenntnis der Uebernatur, der eine Verkümmernng aller Naturerkenntnis entsprach. Die Grösse dieser Weltanschauung liegt in ihrer Einheit; aber diese Einheit ist nicht so sehr durch den Vorrang ihres Höchstwerts bedingt als vielmehr durch ihre Einfältigkeit.

Wie die Weltanschauung, so war auch die Gesellschaft des Mittelalters durch übernatürliche Werte bestimmt: ihre Ordnung beruhte auf Grundsätzen, ihr Ausdruck war ein überaus hochentwickeltes Brauchtum. Die Form dieser Ordnung war paternalistisch, und diese Form leitete sich ebenso sehr von der monarchischen Verfassung der Kirche wie von den vaterrechtlichen Ueberlieferungen der abendländischen Kernvölker ab. Diese Form entsprach durchaus der gebietsmässigen Gliederung dieser Gesellschaft, dem Dezentralismus einer wesentlich bäuerlichen Lebensart, und einer Berufsverfassung, deren Einheit in der Person lag, nicht in der Arbeit. Wie wenig günstig die mittelalterliche Welt der Persönlichkeitsentfaltung gewesen ist, erhellt aus der Anonymität ihrer Kunst. Auch bei der Gesellschaft des Mittelalters beruhte also die Einheit auf der Einfältigkeit ihrer Ordnung.

Im Gegensatz zur spiritualistischen Einseitigkeit des Mittelalters entwickelte sich die materialistische Weltanschauung, die nicht minder einseitig war. Gefördert wurde diese Entwicklung durch die Erkenntnis der Natur; aber gekennzeichnet ist sie nicht dadurch — auch dieses Merkmal gehört zum christl. Universalismus unserer Tage —, sondern durch den Vorrang, den sie der Natur einräumt, und durch die Verkümmernng aller Beziehungen zur Uebernatur, durch die Leugnng der Offenbarung und des Mysteriums. Wegen ihres mythischen Charakters ist die mittelalterliche Weltanschauung an sich arm; die materialistische dagegen deutet — entwicklungsgeschichtlich betrachtet — schlechthin auf eine Verarmung, und das ist doch etwas anderes.

Dieser Weltanschauung entsprach eine bestimmte Gesellschaft. Kann man bei dieser Gesellschaft überhaupt von einer Ordnung reden? Grundsätze mussten ihr fehlen, weil sie keine andere Grundlage kannte als den Menschen selber: ihr Humanismus entartete also von selber zum Individualismus. In sozialer Hinsicht äusserte sich diese Entwicklung durchaus zerstörerisch, vor allem durch den Verfall des übermätürlich begründeten Brauchtums und durch die Auflehnung gegen den Paternalismus in jeder Form, in wirtschaftlicher Hinsicht ausserdem durch die Vernichtung der beruflichen Vielfalt des Einzelnen im Zug der fortschreitenden Arbeitsteilung. An sich kannte diese Gesellschaft keine politische Einheit, ebenso wenig eine soziale, zumal die Einheit des Berufslebens nicht mehr beim Menschen lag, sondern in der Arbeit selber.

Hätte diese Gesellschaft so überhaupt bestehen können? Tatsächlich bestand sie auch niemals so; denn neben der städtischen gab es immer noch die bäuerliche, die ihren mittelalterlichen Charakter durchaus gewahrt hatte, ihre spiritualistische Weltanschauung, ihren Paternalismus, ihre gebietsmässige Gliederung nach Einheit und Vielfalt in politischer, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht. Ihrem Einfluss ist es zu verdanken, dass die städtische Gesellschaft nicht der völligen Auflösung anheimfiel. Umgekehrt war die Geltung des Individualismus freilich stark genug, um diesen Einfluss völlig zu verwandeln. Seiner übernatürlichen Begründung beraubt, nahm der Paternalismus seinerseits in-

dividualistische Züge an: die Obrigkeit von Gottes Gnaden wurde zur Herrschaft aus eigener Machtvollkommenheit, die innere Ordnung zu einer rein äusseren, das Brauchtum zum Gesetz, die Unterwerfung unter einen höhern Willen zur Unterwerfung unter menschlichen Zwang, der Föderalismus zum Zentralismus, der nach dem Subsidiaritätsprinzip beschränkte Paternalismus zum unumschränkten Absolutismus, zuerst noch in der gemilderten Form der Monarchie, später in der unmenschlichen Form des Totalitarismus.

Ermessen wir das ungeheure Ausmass unserer Krisen? Die Krise der mittelalterlichen Weltanschauung und Gesellschaft ist ihrer Einfältigkeit entsprungen, die Krise des folgenden Zeitalters dagegen der Vielfältigkeit. Aber sind diese Krisen bisher schon gelöst worden? Trotz ihrer Krisen bestehen beide Weltanschauungen und beide Gesellschaften heute noch, wesentlich vergangene Formen mitten in der Gegenwart.

2. Psychologische Probleme der Zeitenwende

Entstanden sind unsere Krisen durch die Erkenntnis der Vielfalt und das Bekenntnis zu ihr. Gelöst werden sie jedoch nicht durch die Unterdrückung der Vielfalt, sondern durch eine Ordnung, welche die verlorene Einheit wiederherstellt, ohne die Vielfalt zu verneinen. Das ist das Anliegen des modernen Universalismus. Der christliche Universalismus hat mit seiner Synthese von Uebernatur und Natur eine Weltanschauung entwickelt, die von der mythischen des Mittelalters wesentlich verschieden ist, nämlich in allem, was eine Weltanschauung ausmacht: in allem, was zu ihr selber, und nicht zu ihren Voraussetzungen gehört, zur Glaubenslehre. Die Missachtung des Unterschieds zwischen Glaubenslehre und Weltanschauung hat entscheidend zur Verwirrung der Geister beigetragen, namentlich unter Christen selber.

Rein formal gesehen, nimmt der christliche Universalismus eine Mittlerstellung zwischen dem mittelalterlichen Spiritualismus und dem Materialismus des folgenden Zeitalters ein. Ähnlich ist die Stellung des vielbenannten «Linkskatholizismus» zwischen der paternalistischen Gesellschaft und der individualistischen. Im Gegensatz zu der universalistischen Weltanschauung ist jedoch die Stellung der universalistischen Sozialbewegung problematisch, solange sie sich mit Erscheinungen auseinandersetzen muss, deren Einseitigkeit ihn jeweils zur gleichen Einseitigkeit zwingt, nur in umgekehrtem Verhältnis. Die Schwierigkeiten, die dem «Linkskatholizismus» erwachsen, sind sowohl psychologisch wie technisch begründet.

Zu den psychologischen Problemen gehört zunächst sein Verhältnis zur Hierarchie. Psychologisch begründet — und nicht etwa dogmatisch, wie die Kirchenfeinde behaupten — ist die Hinneigung der Geistlichkeit zur spiritualistischen Weltanschauung des Mittelalters, psychologisch also auch die Spannung zwischen ihr und den Laien, katholischen wie nichtkatholischen. Die Trennung von Kirche und Staat hat diese Neigung nur verstärkt, nicht erst hervorgerufen. An sich ist die Spannung zwischen Geistlichkeit und Laienschaft auch lebensnötig: sie entspricht der Stellung des Menschen zwischen Uebernatur und Natur. Würde nicht die Einheit der Persönlichkeit gefährdet, wenn diese Polarität vom sozialen Bereich in den individuellen verlegt wäre? Problematisch ist sie also nicht an sich, sondern nur in einer Gesellschaft, deren Ordnung ihrerseits problematisch ist.

Psychologisch bedingt ist ferner der Konservatismus der Hierarchie. Weil ihre Welt nicht so sehr die Gesellschaft als das Glaubensleben ist, hat sie mit Werten zu tun, die an sich ewig, unbedingt und unveränderlich sind: daher ihre Neigung zum Absolutismus und zum Beharren auf dem Bestehenden, daher auch ihr Gegensatz zum politischen Relativismus der Laienschaft wie zur Dynamik der Gesellschaftsentwicklung. Aber was für die weltanschauliche Richtung der Hierarchie gilt, das gilt eben auch für ihre soziale Richtung: auch sie ist nicht allein psychologisch bedingt, sondern auch psychologisch berechtigt und nötig, weil die immanente Polarität des Menschen ihren natürlichen Ausdruck im sozialen Bereich findet.

Die Spannung zwischen Geistlichkeit und Laienschaft spiegelt den Gegensatz zweier historischen Weltanschauungen, die Spannung zwischen «Links-» und «Rechtskatholiken» den Gegensatz zweier historischer Gesellschaften, der bäuerlichen des Mittelalters und der städtischen des folgenden Zeitalters. An sich ist auch dieses dialektische Verhältnis nicht problematisch, weil es sich nicht um ein Verhältnis von Extremwerten handelt wie etwa im Fall der Auseinandersetzung zwischen Absolutismus und Individualismus. Problematisch wird es erfahrungsgemäss nur dort, wo die Trennungslinie der beiden Gesellschaften mit der Trennungslinie zweier grundverschiedenen Weltanschauungen zusammenfällt. Eine echte Krise entsteht also, wenn eine christliche Partei vorwiegend oder gar durchaus auf eine der beiden Gesellschaften beschränkt ist, etwa auf die bäuerliche. Dieser Fall trifft eher auf Mittel- und Osteuropa zu als auf den Westen.

Wo liegen die Schwierigkeiten im Verhältnis des «Linkskatholizismus» zur äussersten Linken? Zunächst natürlich in dem Umstand, dass jede politische Auseinandersetzung in einen Machtkampf münden muss. Wie das menschliche Leben, so ist eben auch das politische sowohl Grundsätzen verpflichtet wie Nützlichkeitsbetrachtungen. Zwischen Glauben und Interessen zu unterscheiden, ist möglich und auch höchst nötig; sie voneinander zu trennen, ist dagegen unmöglich, weil innerhalb der menschlichen Persönlichkeit Glaube und Interessen eine Einheit bilden. Auch hier handelt es sich also um ein psychologisches Problem.

Zur Parteilichkeit — auch der Katholiken — gehört es, diese Tatsache zu verkennen. Ist es in der Presse der äussersten Linken nicht üblich, dem Gegner den Glauben abzuspüren und nur dessen Interessen gelten zu lassen? Der Katholik ist sich bewusst, dass der Glaube ein Bekenntnis zur Uebernatur voraussetzt, und übersieht dabei die psychologische Tatsache, dass eine Gläubigkeit auch ohne einen Glauben in jenem Sinn bestehen kann. Vermag der Mensch überhaupt ohne Glauben zu leben? Sicher ist jedenfalls, dass er ohne Gläubigkeit nicht leben kann. Dass es eine Religiosität ohne Religion gibt, haben die Erfahrungen mit dem Bolschewismus und Nationalsozialismus schlagend bewiesen. Diese Erfahrungen zeigen auch, wie stark die Religiosität unserer Zeit ist: in psychologischer Hinsicht gleicht der letzte Weltkrieg durchaus den Religionskriegen aller Zeiten. Nichts ist problematischer als die Einfältigkeit in der politischen Psychologie, nichts jedoch verheissungsvoller als das Paradox, an dem sich diese Einfältigkeit entwickelt: diese Erkenntnis ist gerade für den Christen bedeutsam, bedeutsamer jedenfalls als für alle andern.

3. Technische Probleme der Zeitenwende.

Das Hauptanliegen des «Linkskatholizismus» ist die Gesellschaftserneuerung. Kein Wunder, wenn er über den sozialen Fragen die menschlichen vernachlässigt, wenn er rein psychologische Tatbestände zu politischen oder sozialen macht, wenn er eine natürliche Problematik in eine Krisenhaftigkeit umdeutet. Der «Linkskatholik» ist revolutionär: er hat auch den Optimismus aller Revolutionären; und dieser Optimismus erklärt seine technische Einseitigkeit. Viele seiner Sozialreformen sind bereits durchgeführt — nicht allein in Frankreich —, und trotzdem entspricht das Ergebnis nicht den Erwartungen. Woran liegt's? Zuweilen eben daran, dass die individuelle Erneuerung mit der sozialen nicht Schritt hält. Gibt es nicht so etwas wie ein Paradox des christlichen Humanismus? Am deutlichsten sichtbar ist es auf dem Gebiet der Bildung.

Der christliche Humanismus setzt zunächst eine universale Glaubensbildung voraus. Ihre Grundlage wird nach wie vor die Unterweisung in Schule und Pfarrkreis bzw. Standesverein sein müssen. Aber genügt die reine Unterweisung? Seitdem das mittelalterliche Brauchtum verfallen ist, besteht zwischen gläubigem Denken und Handeln unleugbar ein Bruch, und der Einfluss des Individualismus hat diesen Bruch noch vertieft. Wem ist nicht schon der Bruch zwischen Individual- und Sozialmoral aufgefallen? Deutet nicht andererseits das Vorwiegen moralischer Unterweisung auf Kosten der dogmatischen auf eine gefährliche Annäherung an die autonome Moral des Liberalismus? Der «Linkskatholizismus» unterstreicht diese Probleme zuweilen recht drastisch; aber die Lösungen werden sich doch eher im Rahmen der Katholischen Aktion erzielen lassen.

Die Lebendigkeit der Glaubensbildung hängt zweifellos in vieler Hinsicht auch von einer universalen Gesellschaftsbildung ab. Fehlt es daran nicht noch mehr? Der Fehler liegt vielleicht daran, dass die christliche Gesellschaftsbildung bisher zu sehr dem Ermessen des Einzelnen überlassen, dass sie nicht wie die Glaubensbildung organisiert worden ist. Die Organisation dürfte sich freilich nicht in reiner Unterweisung erschöpfen, sondern müsste die Vergesellschaftung auch praktisch fördern, namentlich auch im Verhältnis zu Nichtkatholiken und Nichtchristen überhaupt. Ausser der Vergesellschaftung an sich würden damit auch noch zwei andere Zwecke erreicht, die trotz eifriger Erörterung erstaunlich vernachlässigt werden: das Apostolat und die Ueberwindung der sozialen Vereinzelung.

Eine Tatsache, deren religiöse und soziale Bedeutung vernachlässigt oder überhaupt verkannt wird, ist ja die Vereinzelung des Christen innerhalb der pluralistischen Gesellschaft unserer Zeit. Der Zusammenhang unserer Gesellschaft ist, wie der mittelalterliche Vorgang zeigt, ohnehin auf ein kaum erträgliches Mindestmass geschwunden, und auch dieses Mindestmass äussert sich nur mehr in den Beziehungen innerhalb weltanschaulicher oder politischer Gemeinschaften. Hindert dieser Zustand allein nur das Apostolat, oder nicht auch die Verständigung zwischen Katholiken verschiedener Weltanschauung oder politischer Gesinnung? Ansätze für eine Ueberwindung dieses Zustands bestehen gerade in Frankreich, freilich auch dort nur innerhalb der städtischen Gesellschaft und nur im Verhältnis zwischen Katholiken und Nichtchristen: hierher gehören die «Equipes sociales», die Robert Garric

nach dem ersten Weltkrieg ins Leben gerufen hat, hierher auch die «Résidantes familiales».

Die nötige Ergänzung der Glaubens- und Gesellschaftsbildung ist eine universale Berufsbildung. Dergleichen fehlt vorläufig sogar wie überhaupt, sogar an katholischen Berufsschulen. Natürlich vermitteln die katholischen Fach- und Berufsschulen eine gewisse Berufsbildung, aber eben nur im gleichen Rahmen und mit der gleichen Einseitigkeit wie alle Fach- und Hochschulen liberalen Ursprungs. Deutlich wird diese Einseitigkeit durch einen Vergleich mit der mittelalterlichen Schule, namentlich mit der echten «Universitas Litterarum»: die unumgängliche Voraussetzung jeder Fachbildung war dort eine glaubensmässig und weltanschaulich begründete Allgemeinbildung. Was vermitteln dagegen die Fach- und Hochschulen unserer Zeit? Eigentlich nur die Kenntnisse und Fertigkeiten, die der einzelne für seinen persönlichen Arbeitskreis braucht, nichts oder so gut wie nichts, was sein Verhältnis zu den Mitarbeitern innerhalb des Be-

triebs, den Gesamtarbeitsvorgang und den Berufsstand, ja die Kirche, den Staat und die Gesellschaft in diesem Zusammenhang betrifft. Für eine Reform der Fach- und Hochschulen — sei es auch nur der katholischen — sind noch nicht einmal die theoretischen Voraussetzungen geschaffen, geschweige denn die praktischen.

Das Hauptverdienst des «Linkskatholizismus» ist, die Spaltung unserer Welt in eine christliche und unchristliche Hälfte verhindert zu haben, und diese Leistung liegt in der fruchtbaren Synthese zweier historischen Weltanschauungen und Gesellschaften. Gelingen ist es ihm dank seines jugendlichen Schwungs, dessen Ausdruck sein revolutionärer Optimismus ist. Vollenden wird er seine Aufgabe aber erst, wenn er den Realismus der Reife erlangt hat, um der psychologischen und technischen Problematik unserer Zeit voll gerecht zu werden, wenn sich sein christlicher Humanismus nicht allein im Bereich der Gesellschaft, sondern auch im Bereich der menschlichen Persönlichkeit erfüllt hat.

Der Kölner Kardinal für Menschenwürde

Ein Freund schickt uns aus Deutschland die folgende Ansprache Sr. Eminenz des hochwürdigsten Herrn Kard. Dr. Josef Frings, gehalten am Passionssonntag, den 7. April 1946, in der Universität, an die katholischen Männer und Jungmänner von Köln. Er schreibt dazu: «Es atmete hier alles auf, als diese Rede kam, da es hiess: „und die Kirche schweigt wieder!“ Man muss so ein Dokument ganz aus der konkreten Lage verstehen. Da aber war es nötig. Umgekehrt könnte man aus einem solchen Dokument in der Schweiz unsere Lage verstehen...»

Katholische Männer und Jungmänner von Köln!

«Menschenwürde in Gefahr.» Bei diesem Thema durfte ich nicht fehlen. Habe ich mir ja — im Anschluss an das Pauluswort im Hebräerbrief — den Wahlspruch genommen: Pro hominibus constitutus: Für die Menschen bestellt. Das will sagen: Der Bischof wie jeder Priester ist nicht da für sich, sondern für die anderen, um ihnen die Gnaden des Heils zu vermitteln. Aber das Wort kann einen weiteren Sinn haben, den ich nicht ausschliessen wollte: Für die Menschenrechte, für die Menschenwürde und ihre Wahrung bestellt.

Denn Christenwürde und Menschenwürde gehören seit dem Kommen Christi eng zusammen. Wo der Mensch seine Christenwürde als Getaufte und Gefirmte, als Glied am Leib Christi vergisst, da wird auf die Dauer in den meisten Fällen auch seine Menschenwürde schweren Schaden leiden, er wird zum Knecht seiner Leidenschaften werden, oder er wird zum Raubtier, das wider alle Natur gegen seinesgleichen wütet und Recht und Würde des Nebenmenschen mit Füßen tritt. Keiner kann an Christus vorübergehen, und wer seine Gnade ablehnt, wird gestraft an seiner eigenen Würde. Und wo die Menschen geknechtet, ihrer Menschenrechte beraubt leben müssen, da ist auf die Dauer kein Boden für das Christentum, da pflegen die Menschen der Verbitterung anheim zu fallen und werden reif für nihilistische Umtriebe.

I.

Pro hominibus constitutus: Die vergangenen Jahre haben viel Gelegenheit gebracht, für die Rechte der Unterdrückten einzutreten. In hervorragender Weise hat das Kardinal von Galen seit 1933 getan. Auch ich habe es getan in Hirten Schreiben — ich erinnere an den Brief über das Recht vom Advent 1942 — getan in Predigten zu Ostern und Weihnachten im Hohen Dom, in Gross St. Martin, in St. Michael. Ich habe mich eingesetzt für das Lebensrecht der sogenannten Lebensunwerten, der fremden Völker und Rassen, besonders der Juden, für eine rechte Ordnung innerhalb der Staaten gemäss der Weihnachtsbotschaft Papst Pius' XII. vom Jahre 1942. Aber man hat meine Worte totgeschwiegen. Die Zeitungen durften kein Sterbenswörtchen davon bringen. Die Kirchenzeitung war unterdrückt. Nicht einmal von meiner Bischofsweihe im Hohen Dom am Fest des hl. Aloisius 1942, die der nunmehr verewigte Apostolische Nuntius Orsenigo vornahm und bei der der Dom überfüllt war, durften die Zeitungen ein Wörtchen bringen. Nur ein kleines Malheur ist ihnen passiert: Es entging ihnen eine kleine Annonce im Stadtanzeiger, in der eine Soldatenbraut rührend schrieb: «Bei der Bischofsweihe Handtasche verloren mit Bild meines Bräutigams und 20 Reichsmark. Tasche und Geld lasse ich dem Finder, nur das Bild bitte ich zurück.»

Dank der neuen Freiheit und dem Wohlwollen, das heute den Kirchen entgegengebracht wird, hat unsere neue Zeitung, die im vorigen Monat zuerst erschien, schon jetzt mehr über den Kölner Kardinal gebracht als alle deutschen Zeitungen in den verflossenen Jahren zusammen, so viel, dass ich fast sagen möchte: Bringt mal wieder was anderes!

Die neue Freiheit! Sie hat sich jetzt bewähren können, als die Eltern aufgerufen wurden, selbst zu entscheiden, welche Schulart sie für ihre Kinder wünschen. Wir danken der Militärregierung, dass sie im Erziehungswesen zum ersten Mal den Elternwillen über den Staatswillen gestellt hat. Wir danken den Eltern für das Vertrauen, das sie der katholischen Schule entgegen-

genbringen. In der Stadt Köln haben 85 Prozent der katholischen Eltern für die katholische Schule sich entschieden, in kleineren Städten und auf dem Land sind es bis 95, bis 100 Prozent. Ich danke dem Klerus und den Laienhelfern für ihre unermüdliche Arbeit in der Aufklärung, in der Hilfe, den schwierigen Fragebogen auszufüllen. Es ist ein glänzender Sieg des katholischen Schulgedankens, eine grosse Hirtenfreude für mich, ein Beweis, dass die katholische Kirche in unserem Rheinland festen, unerschütterlichen Boden hat und dass alle Bosheit des 3. Reiches nicht vermocht hat, diese Stellung der katholischen Kirche zu erschüttern.

II.

Doch zurück zum Thema! Pro hominibus constitutus. Wenn auch die Machthaber des 3. Reiches mit all den Scheusslichkeiten, die sie begangen haben, und die nicht genug verabscheut werden können, gestürzt und verschunden sind, so bleibt doch Grund genug, in unseren Tagen für die Wahrung der Menschenwürde, der primitivsten Menschenrechte einzutreten.

Ich denke an unsere Kriegsgefangenen, die zu Millionen auf unbestimmte Zeit noch der Freiheit beraubt und wider ihren Willen zu schwerer Zwangsarbeit verurteilt sind. Will man denn ein grauenvolles Kriegerrecht aus alter heidnischer Vorzeit wieder aufleben lassen, nämlich, dass man Kriegsgefangene zu Sklaven machen darf? Dann protestieren wir im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit und fordern unsere deutschen Jungen und Männer zurück in die deutsche Heimat und in ihre Familien. Können denn die notwendigen Wiederaufbauarbeiten im ehemaligen Feindesland nicht durch freien Arbeitsvertrag wie damals nach 1919 geleistet werden? Wenn man jetzt unsere Gefangenen aus Amerika herüberkommen lässt mit der Hoffnung, dass sie endlich die Heimat und ihre Lieben wiedersehen, und gibt sie dann in Belgien und Frankreich in neue Gefangenschaft, in neue schwerste Zwangsarbeit, ist das nicht ein unwürdiger Menschenhandel, gegen den wir laut protestieren müssen im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit?

Und mit welchem Recht erlauben sich die Siegermächte, diejenigen, die ihnen politisch belastet erscheinen oder die ein höheres Amt, eine führende Stellung in der Wirtschaft bekleidet haben, zu vielen Tausenden der Freiheit zu berauben, monatelang unverhört gefangen zu halten?

Ex urbe et orbe

Boom-Atmosphäre in Amerika — und Deutschlands Not.

Boom ist der englische Ausdruck für Hochblüte des Geschäftslebens. Amerika erlebt zurzeit eine Boom-Atmosphäre. Ein Artikel aus dem englischen «Economist», den das Bankhaus Julius Bär & Co. in Zürich seinem Wochenbericht vom 12. Juli beilegte, schildert im Anschluss an die Frage über die Aufhebung der Preiskontrolle in den Vereinigten Staaten diesen amerikanischen Boom und knüpft daran die Frage, wie lange der wohl dauere und was nachher geschehen werde. «Die Geschichte zeigt, dass es noch niemals einen Boom von einer solchen Stärke und Ausserordentlichkeit, wie dies gegenwärtig der Fall ist, gegeben hat, ohne dass darauf eine ausgleichende Reaktion von mehr oder weniger starker Intensität gefolgt wäre... In einer komplexen, modernen industriellen Wirtschaft ist eine auf einem Boom folgende Depression nicht etwa eine Entwicklung, die eintreten kann oder auch nicht, wie z. B. Masern oder Windpocken,

Ich frage insbesondere: Wo sind jene Reichsgerichtsräte aus Leipzig, die im August vorigen Jahres ohne Rücksicht, ob sie Parteimitglieder waren oder nicht, von der dortigen Besatzungsmacht verhaftet wurden und dann von einem Lager zum anderen, nach Riesa, nach Mühlberg usw. geschleppt wurden? Fast alle sind sie tot, diese 36 oder 40, verhungert, verelendet. Eine amtliche Todesnachricht wird nicht gegeben. Ein Geistlicher stand nicht an ihrem Sterbelager. Ihre Leichen fanden kein christliches Begräbnis, nicht einmal eine Urne wird den Angehörigen zugeschickt, vor der sie sich ausweinen könnten. Wenn ihr euch beeilt, ihr Sieger, und sucht nach in den Lagern in Sachsen, vielleicht findet ihr noch den einen oder anderen, zum Skelett abgemagert. Aber ihr müsst euch beeilen, sonst ist auch der Letzte tot. Wahrlich die deutschen Kriegsverbrecher verdienen schwerste Strafen, aber hört auf, im Namen der Menschlichkeit zu richten, solange ihr solches in euren Reihen duldet oder selbst tut.

Im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit! Seht euch die Züge der Deutschen an, die aus Polen oder Böhmen kommen! Sie sind von Haus und Hof vertrieben, obwohl persönlich unschuldig, aller Habe beraubt, zuweilen buchstäblich nackt ausgezogen und im Viehwagen verpackt. Es handelt sich um zehn Millionen Menschen, Menschen, die nach Gottes Bild erschaffen sind, für die Christus der Herr sein Blut vergossen hat, um unsere deutschen Brüder und Schwestern. Ihr Siegermächte wisst es. Darum seid ihr mitverantwortlich! Das Blut so vieler unschuldiger Frauen und Kinder schreit zum Himmel. Um der Menschlichkeit und Gerechtigkeit willen erbarmt euch ihrer! Ich rufe die grossen Nationen des Abendlandes mit ihren ruhmvollen Traditionen von Pflege des Rechtes und der Humanität auf, diesen unmenschlichen und unseligen Deportationen ein Ende zu bereiten. Und ihr, meine deutschen Brüder, wenn sie zu uns kommen, unsere Ostflüchtlinge, die Aermsten der Armen, nehmt sie auf mit einem weiten Herzen von Liebe und Erbarmen!

Um der Liebe Christi willen, erbarmt euch ihrer, teilt mit ihnen, was ihr habt. Christus, der Herr, wird es euch überreich vergelten.

Christenwürde und Menschenwürde, sie gehören unlöslich zusammen. Wo die eine vergessen wird, schwindet auch die andere. Will die Menschheit ihre eigene Würde zurückgewinnen, so gibt es nur einen Weg: Zurück zu Christus! Den lasst uns gehen, ihr katholischen Männer von Köln.

sondern sie ist vielmehr eine logische Folge, wenn nicht ganz spezielle Schritte unternommen werden, um sie zu verhüten...» Der «Economist» sieht die Wirtschaftsblüte in Amerika vom Standpunkt des britischen Wirtschaftsinteressenten und uns mag eine solche Betrachtungsweise hier weniger interessieren. Aber in dem besagten Artikel wird eine amerikanische Zeitschrift zitiert, die in einer Art und Weise den gegenwärtigen Geisteszustand in Amerika schildert, die aufforchen macht. Das amerikanische «Fortune» schreibt vom «Boom-Fieber» und drückt sich dabei folgendermassen aus: «Es besteht eine mächtige, eine brennende Nachfrage nach allem, was man essen, tragen, geniessen, verbrennen, lesen, flicken, färben, reparieren, malen, trinken, sehen, fahren, befühlen, riechen etc. kann. Im ganzen Volk herrscht eine mächtige Lust zum Geldausgeben, die die Wirtschaft erfasst hat. Wie ein preisgekrönter Stier in einem Porzellanladen hausen würde, so rast diese Kauflust durch die Läden, zu den Banken und stürzt sich auf die Börse, und von dort auf den schwarzen

Markt und weiters in die Vergnügungsindustrie. Es scheint kein Ende zu geben, weder für die Nachfrage noch für das amerikanische Portemonnaie.»

Die Konsumausgaben des amerikanischen Volkes sollen sich in der ersten Hälfte 1946 auf einem Niveau bewegt haben, welches einer Gesamtjahresausgabe von 120 Milliarden Dollars entspricht. Das würde bedeuten, dass nach Abzug der Steuern, Ersparnisse und Kapitalinvestitionen die amerikanische Familie z. Z. durchschnittlich 4000 Dollar im Jahr nur für den reinen Konsum ausgibt.

Beim Lesen solcher Dinge wird man umso mehr erschreckt, wenn man daneben auch die Berichte der schweizerischen Journalisten, die kürzlich eine 10-Tagereise durch das westliche Deutschland gemacht haben, liest. Karl Wick überschreibt im «Vaterland» (12. Juli 1946) einen Reisebericht mit den viel-sagenden Worten: «Der lebende Leichnam.»

Hören wir nur einen kurzen Teil der Schilderung: «Eine Fahrt durch das Ruhrgebiet mit einer Besichtigung des Industriezentrums Essen mit den zerstörten Kruppwerken zeigt auf das deutlichste die ganze hoffnungslose Lage. Schlimmer noch als die Trümmer von Stahl und Eisen sind die Menschenwracks, die in dieser Stätte des Grauens leben, lebende Leichname, die schlimmer dahin vegetieren müssen, als die Insassen der ehemaligen Konzentrationslager. Unvorstellbare Wohnverhältnisse in lichtlosen, verschmutzten Kellern und Wohnkisten, der Mangel an jeder menschenwürdigen Ernährung und vor allem auch die seelische Not, die jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft ausschliesst, lassen Schlimmstes befürchten. Hier können die Menschen ganz einfach nicht mehr aus dem Dreck heraus, sie müssen hier langsamer oder schneller vollkommen zugrunde gehen. Jede Schilderung dieser Verhältnisse bleibt hinter der Wirklichkeit zurück.»

Auch schweizerische Linkskreise, in denen man noch vor Monaten eher gewarnt hatte, sich vom heutigen deutschen Elend besonders beeindrucken zu lassen, nehmen heute erschüttert Kenntnis von der unsagbaren Not. Das sozialistische «Volkrecht» vom 13. Juli spricht das aus: «Das Schicksal unseres nördlichen Nachbarlandes beginnt die schweizerische Öffentlichkeit nachdrücklich zu beschäftigen... Die Zustände, wie sie sich in Deutschland entwickeln, treiben einer europäischen Katastrophe entgegen, sofern es nicht gelingt, Einhalt zu gebieten.» Mit Hunger könne man das deutsche Volk nicht zu einem demokratischen Gemeinwesen erziehen. «Entweder muss man 30 Mill. Deutsche umbringen, oder man muss den 60 Millionen Lebensmöglichkeit gewähren.» Das deutsche Problem ist zum Hauptproblem Europas geworden; das Schicksal des Abendlandes hängt weniger von Triest und vom Balkan ab, als von der rechten Ordnung in Mitteleuropa.

Dass wir von der Schweiz aus helfen müssen, so viel nur in unseren Kräften liegt, ist nicht mehr ein blosses Anliegen der Nächstenliebe, sondern schon bald ein Gebot der Notwehr gegen eine Katastrophe, die vielleicht auch uns mit in den Abgrund reissen könnte. Deswegen kann man nur unterstreichen, was eine andere schweizerische Tageszeitung, «Die Tat» (24. Juni 1946), mit dem Blick auf die deutsche Not ihren Lesern vor Augen hält: «Was wir jetzt versäumen, können wir nie wieder gut machen.» Mit den Gaben unserer Hilfe ist es freilich nicht getan, selbst wenn wir alles tun, was in unseren Kräften liegt. Das deutsche Volk selber muss von den Alliierten die Möglichkeit erhalten, wieder produktiv zu arbeiten. Karl Wick spricht das aus: «Die Besetzungsmächte vergessen allzu sehr, dass ein Toter gefährlicher sein kann als ein Lebender. Ein lebendiges Deutschland ist weniger zu fürchten als ein totes Deutschland, dessen Verwesung ganz Europa infizieren würde.»

Protestanten und Katholiken.

Dass es doch immer eine grosse gemeinsame Not braucht, damit Protestanten und Katholiken im gesellschaftlichen Leben sich wohlwollend zueinander verhalten!

Im letzten Herbst kam eine Nummer unserer «Apologetischen Blätter» in die Hände des Redaktors einer deutschen katholischen Kirchenzeitung. Derselbe schrieb dann, dass sie in Deutsch-

land es unverständlich fänden, wie bei uns in der Schweiz Protestanten und Katholiken in ihrer Presse sich immer wieder befähden. So etwas sei in den heutigen deutschen Verhältnissen nicht nur unbekannt, sondern geradezu unvorstellbar.

Nun hören wir, dass sich auch protestantische deutsche Kreise über das gegenwärtige unfreundliche Verhältnis zwischen Protestanten und Katholiken in der Schweiz aufhalten und verwundern. Ueber das Verhältnis zwischen Protestanten und Katholiken im heutigen Deutschland erhalten wir eine Zuschrift aus Deutschland, die von einer ganz enormen Sympathie deutscher protestantischer Kreise mit dem Katholizismus spricht. Der protestantische Theologe Asmussen und in etwa Dibelius würden zu diesen mit dem Katholizismus sympathisierenden Kreisen gehören. Es soll in Deutschland heute viele protestantische Pfarrer geben, die eine starke Marienverehrung pflegen (Maiandachten), das Dogma betonen (selbstverständlich die Gottheit Jesu Christi) und die Notwendigkeit einer kirchlichen Lehrautorität (nicht immer das Papsttum). Diese Protestanten seien zu ihrer Sympathie mit der katholischen Kirche gekommen, weil sie das Fehlen dieser Dinge als Mängel im Protestantismus erkannt und dann gefunden hätten, dass sie im Katholizismus vorhanden sind. Da sagten sie sich: «Also muss dort christliche Wahrheit sein, die wir verloren haben.» Die protestantische Aufgeschlossenheit für das Katholische beziehe sich sogar auf die Gnadenlehre (katholische Lehre über das Verhältnis von Natur und Uebernatur, über die seinshafte heiligmachende Gnade, die Sakramente).

Daneben gebe es im heutigen deutschen Protestantismus auch alle die verschiedenen Richtungen von früher. Die Liberalen hätten aber ziemlich an Bedeutung verloren. Manche, wie Bultmann oder Kittel hätten sich dem positiven Protestantismus zugewandt.

Mit solchen Meldungen werden freilich sehr einschneidende Dinge berührt. Es kommt uns aber nicht darauf an, auf das Doktrinäre den Ton zu legen, sondern auf die freundliche, wohlwollende Atmosphäre herüber und hinüber, für welche die mitgeteilten Züge nur Symbol sind.

Auf jeden Fall hat eine Zuschrift, die wegen einer Bemerkung im «Kirchenboten» über das Fronleichnamsfest an uns gelangte, recht, die sagt: «In diesen furchtbar traurigen Zeiten sollten wir Christen zuerst an das Hauptgebot des Christentums denken, einzig zu sein in seiner Liebe.»

Zur Bewertung der Stalin'schen Politik.

Die Stalin'sche Politik nur nach Tatsachen zu beurteilen, ist einfach: sie ist welthistorisch erfolgreich. Aber Stalin ist nicht nur Repräsentant einer erfolgreichen Weltmacht, er will Repräsentant einer spezifischen politischen Wertung sein, nämlich der marxistischen. Ist die Stalin'sche Politik aber tatsächlich marxistisch, d. h. ist sie in ihren wesentlichen Linien von der marxistischen Ideologie getragen? Diese Frage untersucht in einer wertvollen philosophisch-politischen Studie Otto F. Meyer in der «NZZ» vom 12. Juli 1946 (Nr. 1235 und 1240).

Die sowjetrussische Gesellschaft hat im Verlauf ihrer Geschichte in ihrer ideellen Gestaltung drei Phänomene: den Marxismus, den Leninismus und den Stalinismus.

Der Marxismus war zwei jahrzehntlang im zaristischen Russland und in der ersten Zeit des Sowjetstaates der Glaube einer auf soziale Welterlösung ausziehenden Elite. Die marxistische, d. h. die mechanisch-industrielle Reife breiter Massen fehlte in den russischen Verhältnissen. — Im Gegensatz zu Russland war in den westlichen Industrieländern, vorab in Deutschland, der Marxismus das unter dem Eindruck vollendeter Mechanisierung und infolge jahrzehntelanger Schulung und Propaganda entstandene Lebensbild breiter Industriearbeiterschichten. Die bolschewistische Elite und ihre Führung löste im unerschütterlichen Glauben an die totale Klassenrevolution und an die Weltmission ihres Sozialismus die «weltrevolutionäre» Aktion aus und schuf die politische Macht des Sowjetstaates. — Aus dem westlichen Entwicklungsglauben einer mechanisch-sozialistischen Arbeitermasse ohne Führung, die beseelt gewesen wäre, mit dem weltmissionären Glauben und dem weltpolitischen Willen zur totalen Herrschaft, entstand ein «traditionalistisches Diskussionschaos». Diese Tatsache ist in zweifacher Hinsicht von

Bedeutung: In Russland war der Marxismus zu sehr Doktrin von oben, er wurde kein konkret russisches Lebensgefühl und war daher im Sowjetstaat entbehrlich. Das erleichterte der Stalin'schen Staatsführung das Zurückgreifen auf national-historische Traditionen militärischer wie kultureller Art. — Umgekehrt musste eine politisch ebenso kraftlose wie unselbständige marxistische Intelligenz des Westens der magischen Wirkung einer machtvollen sowjetischen Staatsführung erliegen; denn dort war die **M a c h t** und hier die **O h n m a c h t**.

Unter Berufung auf den Marxismus entstand durch die Revolution der bolschewistischen Elite der **Leninismus**, der sich als Sowjetrevolution und Sowjetinternationalismus äusserte und der konkret russisches Lebensgefühl wurde als Bewusstsein eines neuen russischen Geschichts- und Staatszustandes. Dabei siegte der **Leninismus** mit seinem Glauben an einen weltpolitischen Irrtum, den irrümlichen Glauben nämlich an die bevorstehende totale Umwälzung, die Weltrevolution.

Der **Stalinismus** ist im Kern die Korrektur dieses weltpolitischen Irrtums. Die Stalin'sche Linie machte «aus der Not des internationalen Klassenkampfes die Tugend des ‚Sozialismus in einem Lande‘ mit Fünfjahrplanrhythmus.» «Mit der Aufdeckung des Irrtums in der Lenin'schen Konzeption war das für die bolschewistische Elite ehemals so wichtige Dogma von der internationalen Klassenaktion im Herzen getroffen und gelähmt. Wer das verstanden und gefühlt hatte, der wusste, dass die Politik des Sowjetstaates um ihrer selbst willen bereits grundsätzlich gegen die Utopie der Weltrevolution gerichtet sein musste.» Das war die frühe und reale Einsicht Stalins. Die formelle Auflösung der Komintern war die letzte Konsequenz dieser Stalin'schen Politik. «Sie machte einem für alle Beteiligten unhaltbaren Zustand von isoliert nationaler Klassenrevolution und internationaler Klassenniederlage ein konsequentes Ende. Sie nahm die politischen Ruinen der aufgelösten Komintern unter ihren Schutz und schleift sie seither wie eine sichere Beute durch die Ebbe und Flut des machtpolitischen Kampfes.»

Zwischen Leninismus und Stalinismus klafft ein derartiger ideologischer Gegensatz, dass «auch der Intellektualismus einer marxistischen Rationalität» ihn anerkennen muss. Was den inneren Zusammenhang zwischen der Politik dieser beiden Russen herstellt, ist die «**Kontinuität der russischen Macht**». «Lenin und Stalin repräsentieren und verkörpern das konkrete, grosse, mächtige Sowjetrußland in historischer Herkunft und machtvoller Gegenwart.» Der Staat Lenins und Stalins, nicht «der rationalistische Nebel der marxistischen Theorie» hat das Leben der Russen geformt. «Zu betonen, dass er sozialistisch ist, hat für den Russen nur Sinn gegenüber den Nichtrussen. Was immer in der sowjetischen Gesellschaft seit den Tagen von Leningrad an gesellschaftlicher Revolution und Reformierung aller sozialen Verhältnisse geschehen ist — alles hatte seinen entscheidenden Hebel in der staatlichen Leitung.»

Darum zerfällt bei allen Sozialisten nichtrussischer Herkunft, wenn sie die Stalin'sche Staatspolitik beurteilen, ihre einheitliche Ideologie in ein Ja und ein Nein zum Stalinismus. Zum Erfolg der Stalin'schen Politik können sie ja sagen. Zu der praktischen Verneinung der liberal-ideologischen Sozialismuselemente müssen sie nein sagen. Für den Stalinismus ist der Staat die Norm für alle Politik. «Von Lenin gefahrvoll errichtet und von Stalin ebenso gefahrvoll weitergeführt, musste der Sowjetstaat den historischen Bewährungskampf mit allen Mitteln bestehen: mit listiger Diplomatie, mit allen seinen Interessen dienenden Mitteln und in letzter Instanz mit nackter Gewalt. Durch diesen totalitären **Z w a n g** besteht er noch heute und ist der einzige, starke, zwar ideologisch verbrauchte, aber Weltgeschichte entscheidende Rest eines vergangenen Zeitalters marxistischer Verheissung.»

Deshalb ist eine Bewertung der Stalin'schen Politik nach pro- oder antimarxistischen Kriterien belanglos. Der «Sachverhalt der sowjetstaatlichen Wirklichkeit» wird damit nicht wesentlich getroffen. Nach der tatsächlichen Staatspraxis Stalins gibt es nur ein Kriterium, das dauernd immer zu beobachten ist: das Kriterium der **unkontrollierbaren Macht** und der **totalen Herrschaft**. «Je nach der Lage der Sache werden der

Stalin'schen Staatspraxis in ihrem internationalen Bewährungs- und Machtkampf gewisse Motive zur Verfügung gestellt, welche sie **nur situationsgebunden braucht**. Die Stalin'sche Politik lässt sich aber weder nach normalmenschlichen Maßstäben beurteilen, noch enthält sie politische Elemente zum Aufbau einer internationalen Rechtsordnung.

Warum man den Kommunisten misstraut.

Es ist interessant, dass ein Artikel in der «Tat» vom 15. Juli, welcher die Ueberschrift trägt: «Warum misstraut man den Kommunisten?» zu ganz ähnlichen Resultaten kommt, wie Dr. Meyer in dem eben genannten Artikel über die Stalin'sche Politik. Der Artikel in der «Tat» stammt von Marcel Grégoire, dem ehemaligen belgischen Justizminister. Genau gesehen bilden die Gedanken Grégoires nur die andere kommunistische Kehrseite der gleichen Medaille (die andere ist die sowjetische).

Als Hauptgrund für das Misstrauen gegenüber den Kommunisten nennt Grégoire die Haltung der Kommunisten gegenüber der **Sowjetunion**. Er schreibt darüber: «Wir stossen uns daran, wie unsere Kommunisten Russlands Lob singen. Nehmt einen sowjetischen Roman und ihr werdet sehen, dass die sowjetischen Wesen aus Fleisch und Blut sind, mit allen Tugenden und Lastern, die dem homo sapiens unter jedem Himmel eigen sind; es gibt unter ihnen Helden und Apostel, doch auch Leute, die vor allem gern gut essen und besser trinken, die eine fertige Arbeit einer zu machenden vorziehen, die des Nächsten Weib oder Wohnung oder Ställe begehren — mit einem Wort, Menschen. Lest dagegen eine beliebige Propagandaschrift unserer Kommunisten, und ihr werdet finden, dass in Russland alles stets vom besten bestellt ist. Die Schwierigkeiten lösen sich ganz von selbst; die Führer sind unfehlbar und können immer auf das Verständnis, den guten Willen und die Schaffensfreude der Beamten, Arbeiter und Bauern zählen; jedes Experiment führt gleich zum Erfolg. Und die Pressefreiheit? Ja, die Sowjetpresse ist doch Experiment... Und die Opposition? Die kann es gar nicht geben, da jedermann jederzeit aus eigenem Antrieb hinter der Regierung steht.

Gibt es Streitfragen zwischen der UdSSR. und andern Völkern, das unsere unbegriffen, so ist das Recht unweigerlich auf russischer Seite. Denn erstens ist ein kapitalistischer Staat gegenüber einem kollektivistischen schon grundsätzlich stets im Unrecht. Zweitens hat noch Bucharin die verflossene Komintern dahin instruiert, dass im Falle internationaler Verwicklungen die proletarischen Organisationen ihr Verhalten nach dem des Rätebundes zu richten haben. Drittens, auch nach Auflösung der Internationale bleibt den einzelnen kommunistischen Landesparteien, um mit Léon Blum zu sprechen, «die Verblendung der Liebe und die Macht der alten Gewohnheiten» des Denkens und des Handelns. Was auch den entscheidenden Anstoss bilden möge, die Tatsache bleibt — unter allen Umständen nehmen unsere Kommunisten Partei für die Sowjetunion.

Die angelsächsischen Demokraten sind, weiss Gott, davon entfernt, auf internationalem Gebiet nur humanitäre Ziele zu verfolgen... Doch wird man deshalb glauben, Russland habe nur das Glück aller Völker im Auge und wähle unweigerlich den geeigneten Weg, um dieses zu fördern? Einstens war die Moskauer Regierung die eifrigste Vorkämpferin der kollektiven Sicherheit. Seit dem Waffensieg der Roten Armee ist indes ersichtlich, dass Russland — sei es aus Enttäuschung, sei es aus Furcht, oder weshalb sonst? — weniger um zwischenstaatliche Organisationen besorgt ist, denn um die Festigung seiner eigenen Sicherheit und um die Verteidigung seiner eigenen sowjetischen Interessen. Wenn Molotow also die Ansprüche seines mächtigen Vaterlandes anmeldet, so sind darunter viele spezifisch russische, slawische Belange; wer könnte da allen Ernstes meinen, dass die nationalen Interessen Russlands überall und stets mit denen der andern Länder und mit denen des Proletariats übereinstimmen? Dennoch behaupten die Kommunisten gerade das, und sie handeln danach. Sie brauchen sich daher nicht zu wundern, wenn man sie als ‚ausländische Nationalisten‘ betrachtet.»

Ausser dieser Abhängigkeit der Kommunisten von Sowjetrußland nennt Grégoire noch zwei Ursachen für das den Kommunisten entgegengebrachte Misstrauen: Sie trachteten danach,

mit allen Mitteln die Macht zu ergreifen, um Befehle auszuführen, die mitunter widerspruchsvoll erscheinen und deren Endziel in Dunkel gehüllt bleibt. Ferner müsste man befürchten, der Triumph des Kommunismus würde die wirtschaftliche Demokratie nur um den Preis der — geopfertten politischen Demokratie herstellen.

Grégoire sucht auch nach Auswegen, um aus dem Misstrauensverhältnis herauszukommen. Was die Kommunisten betrifft, setzt er seine Hoffnungen einmal auf die Mitarbeit der Kommunisten in demokratischen Regierungen. «Die kommunistischen Führer dürften auch — wo sie an der Macht teilhaben — Geschmack an der Verantwortung, an den Vorteilen und an den Lockungen finden, die daraus entspriessen. Die Verhältnisse selber werden den leitenden Genossen die Erkenntnis aufdrängen, dass es keine gemeinsame kommunistische Politik gibt. Jetzt schon sind italienische und südslawische Kommunisten uneins über Triest, deutsche und französische Kommunisten über die Ruhrfrage, polnische und tschechische Kommunisten über Teschen. Zweifellos wird heute in zehn Jahren — bei Ausbleiben eines Präventivkriegs — die Autorität Sowjetrusslands über die nationalen kommunistischen Parteien des Auslandes stark abgenommen haben.»

Ein anderer Grund der Hoffnung ist für Grégoire der Wirklichkeitssinn und die Zweckstrebigkeit der Kommunisten. «Dank dieser Eigenschaften werden den Leitern der äussersten Linken die Erfordernisse der menschlichen Natur und die tatsächlichen Bedingungen des menschlichen Fortschritts erneut bewusst werden. Schon bemerken wir Zeichen der Einkehr, der Abkehr von der romantischen Anarchie früherer Revoluzzer: wo die Kommunisten an der Macht sind, haben sie in der Familie, im Geschlechtsleben, in der hierarchischen Gliederung der Gesellschaft, im Berufsethos, in der Vaterlandsliebe, kurz auf dem Gebiet der Jugend, Werte wiederhergestellt, die ihnen ehemals verächtlich erschienen und die wesentlich zu den Daseinsbedingungen der Gemeinschaft gehören. In bezug auf das Eigentum, auf Ersparnisse, ja auf Religion, haben sich die kommunistischen Auffassungen kaum minder gewandelt. Ein grosser Schritt bleibt noch zu tun, der zur Gewissens- und Meinungsfreiheit; vielleicht wagen sie einst auch ihn.»

Aber, so wie die Situation heute ist, sieht er vorläufig doch noch keinen Ausweg. Solange die Kommunisten «nur mit unklaren Lehrmeinungen, mit taktischer Geschmeidigkeit und mit der Anwendung aller Formen von Gewalt aufwarten, solange muss das Misstrauen der Demokraten andauern. Und mit ihm das Unbehagen unserer Zeit».

Notizen

Von der Ehre, Arbeiter zu sein

Aus der Feder von P. Viktor Dillard S. J., dem verstorbenen, seeleneifrigen Arbeiterapostel (s. «Apologeische Blätter» Nr. 10, S. 96) stammt der nachfolgende Artikel. Wir bringen ihn und die nächstfolgende Notiz, um zu zeigen, wie die Proletarierapostel sich in die Seele des Arbeiters einzuleben bemühen.

Mehr als sechs Monate lang habe ich den ungeheuren Vorzug genossen, im möglichsten Masse das Leben eines Arbeiters zu führen. Ich sage absichtlich: im möglichsten Masse, denn in Wirklichkeit war ich kein Arbeiter und konnte auch keiner sein. Das ist mir durch die Haltung der andern klar geworden, die mich nie ganz zu den Ihrigen rechneten. Nie habe ich Meko, den russischen Elektriker, der mein Arbeitskammerad war, dazu bringen können, mich zu duzen, irgend etwas hielt ihn davon ab. Nach und nach begriff ich, dass sie recht hatten. Arbeiter wird man nicht mit den Maßstäben, die Kultur im allgemeinen Sinne messen lassen. «Die Ehre, Arbeiter zu sein», — was das heisst, das habe ich jetzt ganz anders erfahren als aus Reden und Gedichten.

Damit ich wirklich hätte Arbeiter sein können, hätte mein Körper zu diesem Zwecke gebildet und ausgerichtet sein müssen. Der Arbeiter arbeitet ja nicht nur mit den Händen, nein, seinen ganzen Körper setzt er in diesen Kampf ein, diesen spannenden und liebevollen Kampf mit der Materie. Erst nachdem ich mir die Augen an der Bogenlampe des Schweissapparates verbrannt, meine Ohren auf das betäubende Surren der Maschinen und den Schlag der Hämmer auf die Stahlplatten, meine Beine und Knie im Herumturnen an Metallgerüsten geübt, alle meine Muskeln beim Anziehen eines Bolzen angespannt, meine Lungen an das Einatmen des scharfen Metallstaubes gewöhnt, meinen ganzen rheumakranken und mit den verschiedensten Narben gezeichneten Körper dem höchst ungesunden Luftzug ausgesetzt hatte, erst dann verstand ich, dass, wenn ich das alles von meiner Kindheit an mitgemacht hätte, mein Wesen nicht wäre, was es ist, und auch mein Gefühl ein anderes wäre. Man muss an Ort und Stelle persönlich in der Symphonie mitgewirkt haben, um einzusehen, dass die Hände nicht sauber und die Fingernägel nicht tadellos bleiben können, wenn man im Schmieröl gearbeitet hat. Ich habe dort die Messe mit grauenhaften, aber siegreichen Händen gelesen. Mit solchen Händen kann man kein Taschentuch brauchen: man muss sich mit den Fingern schneuzen. Ich habe

verstanden, dass das Auf-den-Boden-Spucken eine instinktive Abwehrmassnahme des Organismus, die Hygiene aber ein zwar verdienstlicher, für viele jedoch fast unerschwinglicher Luxus ist. Der alte Dory, der mit mir am Schweissapparat arbeitete, konnte glühende Metalltropfen berühren, ohne sich die Hände zu verbrennen; er hatte das sein Leben lang getan.

Ich weiss noch, wie ich an einem Wintertag den Motor der äusseren Rollbrücke reparierte. Ich arbeitete oben auf der Brücke bei eisigem Wind und zwar vollständig durchgefroren. Zwischen Daumen und Zeigfinger musste ich winzige Schrauben loslösen, die nicht weichen wollten. Ich fühlte meine Finger nicht mehr, sie waren blau. Ich wurde mit der Sache nur fertig, weil ich alle fünf Minuten von der Leiter stieg und mir schleunigst die Hände über einem Kohlenbecken wärmte, und lange nachdem ich fertig war, weinte ich noch vor Kälte und war keiner Bewegung fähig. Bei andern Gelegenheiten habe ich gesehen, wie Meko denselben Motor reparierte. Er hielt es aus: er wusste Bescheid. Er war allerdings ein Russe. Er wusste sich die Finger auf seine ganz eigene und höchst wirksame Art zu wärmen, indem er sich damit durch die Haare fuhr. Und er war von jeher Arbeiter gewesen.

Wenn der Geist durch das Gefühl bedingt ist, so ist nicht verwunderlich, dass der Arbeiter eine Gesinnung und ein Gedankenleben hat, die den Philosophen und den Gelehrten fremd bleiben müssen. Und dieses Gedankenleben wird auch durch den Gegenstand gestaltet, der es beschäftigt. Man muss gearbeitet haben, um den Stoff, seine Schönheit, sein Geheimnis und sein Leben zu begreifen; denn der Stoff ist lebendig, das hatte ich vorher auch nicht gewusst. Auf meinem Gebiet, dem des Elektrikers, war dieses Leben vielleicht spürbarer als sonstwo, doch schien es mir, als ob die Kameraden es ebenso wie ich erführen. Die Maschine hat eine Seele. Sie hat ihre eigenen Ausdrucksmittel; sie hat ihre Geräusche, die niemand ausser ihrem Führer vernimmt, ihre Schmerzenslaute, ihre Launen, ihre Schrollen. Ein schweigendes Einvernehmen besteht zwischen ihr und ihrem Herren, gegenseitige Angewohnheiten, eine Zusammenarbeit von Impponderabilitäten. Der Arbeiter arbeitet nicht mit einem beliebigen Werkzeug, und wäre es das einfachste, sondern mit seinem Werkzeug, das von jeher seiner Hand vermählt ist. Wird heissen, dass meine Phantasie arbeitet, dass ich dichte. Mir scheint jedoch, dass etwas Tieferes dahinter steckt und dass Christus nicht zufällig ein Arbeiter sein wollte. Er liebte das Holz, dessen Geheimnisse er alle kannte, da sie ihm in einer zwanzigjährigen Zusammenarbeit vertraut geworden waren. Er war auf diesem Holz in der Krippe geboren und hat in der blutigen Umarmung des Holzes, seines Bruders, sterben wollen. Heutzutage hätte er

leidenschaftlich das Schweissen, das Zurichten, die Arbeit an der Drehbank geliebt, und wäre so eine Gemeinschaft eingegangen mit dem Stoff, den er so gut, den er mit allen seinen Geheimnissen kannte, wie er den Wind, den Sturm und die Fische des Sees kannte. Das Wiederinstandsetzen einer Maschine ist eine Quelle derselben Freuden wie das künstlerische Schaffen. Ich erinnere mich einer elektrischen Schweissmaschine, die sich beim Transport auf der Rollbrücke losgerissen hatte und aus zehn Meter Höhe herabgestürzt war. Da lag nun die Maschine auf ihren zwei kleinen Hinterrädern, wie ein kranker Hund, und Meko wollte sich schief lachen, wie er sie ansah. Drei Tage lang wurde daran gearbeitet, ohne Unterbrechung, Stück um Stück wurde ausgebessert: die Deichsel, die Räder, der Rahmen, die Achse, die Widerstände, die Kondensatoren, die Schalter usw. Sie wurde wieder vollständig zusammengesetzt, und dann versuchte man vorsichtig, sie wieder zu beleben, indem man sie an den Strom anschloss. Zuerst wollte es überhaupt nicht klappen, dann haperte es immer noch. Meko richtete die Sache als gewiegter Kenner, bis alles aufs genaueste zusammenklang, bis der Bogen sich tadellos an die Schweissung schloss. Und als sie richtig zu surren begann, empfanden wir beide eine unaussprechliche Freude darüber, diesen Leichnam wieder beseelt zu haben, zu fühlen, dass wir dem Werk ein neues Leben geschenkt hatten, wie wenn ein Kind geboren wäre. Dieses Vatergefühl des Arbeiters ist vielleicht eines der stärksten, die ich gekannt habe; es ist mir, als könnte ich in soundsovielen Jahren wiederkommen und sofort feststellen, ob die von mir angefertigten oder ausgebesserten Maschinenteile noch arbeiten, weil sie alle meine Kinder sind, weil ich nicht ohne ein mächtiges Gefühl des Stolzes, des Arbeiterstolzes an sie denken kann. Als Christus später wieder nach Nazareth kam, wird er wohl einen Blick auf dieses oder jenes Gebäck geworfen haben, das er mit besonderer Liebe gezimmert hatte, und er hat sich sicher bei Jakob oder Gideon nach ihrem Pflug erkundigt.

Früher fragte ich mich, wie wohl in Deutschland jene unglaublichen internationalen Werke und Fabriken arbeiten konnten, die eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung von Russen, Serben, Polen, Italienern, Franzosen usw. beschäftigten. An Ort und Stelle ist mir klar geworden, dass das einigende Band für alle diese Menschen nicht die Bestimmung ihrer Arbeit bildete, über welche sie natürlich nicht einer Meinung waren, sondern einfach die Gemeinschaft der Arbeitermenge mit dem Stoff, so etwas wie ein lebendiger Leib der Arbeit. Wenn ich auf einem Gang durch die Hallen sah, wie drei Gesellen: ein Russe, ein Deutscher, ein Franzose, Nieten mit dem Treibhammer bearbeiteten, wenn ich den tadellosen genauen Zusammenklang ihrer Bewegungen, den harmonischen Rhythmus ihrer Schläge bewunderte, so dachte ich daran, dass über den Widersprüchen der Weltanschauung und den Schwierigkeiten der sprachlichen Verständigung eine wesentliche Solidarität der Arbeit besteht, und dass vielleicht das Band des Stoffes ebenso mächtig ist wie das Band des Geistes. Die Internationale der Arbeit ist nicht nur eine marxistische Theorie, sondern greifbare Wirklichkeit. Christus musste kommen und Arbeiter sein und die Gestalt des eucharistischen Brotes annehmen, auf dass die Undurchsichtigkeit dieser Materie überwunden und diese materielle Gemeinschaft eine Gemeinschaft der Liebe würde; denn ohne ihn bleiben die Menschen bei der reinen Materie stehen, ohne deren Seele zu begreifen. So wie sie sie naturwidrig entwürdigt haben, um sie in den Dienst der Zwietracht und des Hasses zu stellen. Und dies ist wahrlich Gottesschändung, denn die Materie ist etwas Heiliges.

Durch diese Entdeckung der Materie und ihrer einigenden Aufgabe bin ich dazu geführt worden, eine Reihe von Werten zu erfassen (to realise, würde der Engländer schön sagen), von der ich nur eine Ahnung gehabt hatte. Die Hierarchie der Arbeit ist nicht einfach eine Frage der Leistung, der Autorität oder gar der Zuständigkeit. Sie hat gewissermassen ontologischen Wert. Ich rede hier nicht von der offiziellen Hierarchie der Vorarbeiter, Meister, Ingenieure usw. Ich rede hier von denen, die in der Fabrik, im Werk für gute Arbeiter gelten. Nicht immer ist ihr Lohn für ihren Wert bezeichnend. Abgesehen von ihrer Arbeit, ist vielleicht nichts menschlich Schätzenswertes an ihnen, mögen sie grobschlächtig, trunksüchtig oder sittenlos sein. Am Werk aber, an ihrem Arbeitsplatz sind sie wie verklärt: sie sind die Wissenden. Weder der Stoff noch das Werkzeug haben Geheimnisse für sie, sie wirken Wunder der Genauigkeit im Aus-

arbeiten und immer feiner Ausarbeiten, Wunder, die man gesehen haben muss, um zu glauben, dass Menschenhände sie schufen. Ihre Diagnose ist unfehlbar, sie beherrschen Handgriffe, die sich mit solchen der berühmtesten Chirurgen vergleichen lassen, ihre Hand hat die leichten Bewegungen der Hand einer Blumenbinderin, es sind Künstler, Künstler des Metalls. Ich sehe noch den dicken Meyer vor mir, Meyer, die grosse Kanone unter den Löttern, den man von überall im Werk herrief, wenn es eine besonders heikle Arbeit auszuführen galt. Er hat mir zu kurze Kupferfäden so kunstvoll zusammengelötet, dass man die Naht, fast hätte ich gesagt: die Narbe, unmöglich entdecken konnte. Ich denke an jenen Elektriker von Huhan, der von Zeit zu Zeit ins Werk kam und im Handumdrehen die heikelsten Arbeiten an der Hochspannung vornahm. Und wie viele andere noch! Sie alle verdienen eine Hochachtung, die ihnen ausserhalb des kleinen Kreises derer, die sie bei der Arbeit sehen, selten zuteil wird. Es sind die sozial Unbekannten, Verkannten, denen man zuweilen jeden menschlichen Wert abspricht. Andere, mit sauberen Händen und blendend weissen Kragen, lassen sich als «lieber Meister» begrüßen, prangen im Schmuck ihrer Orden und lassen Reklame für sich machen. Sie aber werden Arbeitern, sogar ihren Frauen und Kindern und Freunden, unbekannt bleiben, weil sie nur Virtuosen der Materie sind, als ob diese Arbeit nicht auch adelte, als ob sie nicht auch schöpferisch, nicht auch manchmal genial wäre.

Das muss man erlebt haben, um zu begreifen, dass Gott ein Zimmermann geworden ist.

«Mission de Paris...»

so nennt sich eine zu Anfang des Jahres 1944 ins Leben gerufene katholische Organisation zur Missionierung der Pariser Arbeiterwelt. Sie hat ihren «Sitz», sofern man überhaupt von einem solchen reden kann, in Paris-Montreuil, der eigentlichen Hauptstadt des französischen Kommunismus.

Gegenwärtig setzt sie sich aus siebzehn Priestern und etwa 40 jungen Leuten zusammen, die sich zwar grossenteils ausschliesslich Apostolatsaufgaben widmen, äusserlich aber in völliger Armut, einzeln das Leben der Arbeiter teilen. Die Priester unterscheiden sich weder in Haltung noch Kleidung von gewöhnlichen Proletariern, mit denen sie auch die Freizeit verbringen. Ursprünglich entstammen sie vorwiegend intellektuellen Kreisen. Einer der beiden Hauptbegründer ist Abbé Godin. Von ihm stammt das weitverbreitete und vieldiskutierte Buch «France, Pays de Mission», sowie verschiedene Arbeitergebetbücher. Dass Abbé Godin, am Tag der offiziellen Aufnahme des Werkes plötzlich starb, nahmen seine Kameraden als eine vielsagende und besonders segensreiche göttliche Fügung.

In materieller Hinsicht verlassen die Mitglieder sich einzig und in unbedingtem Vertrauen auf die Vorsehung Gottes, die ihnen aus jeder Verlegenheit hilft. Sie besitzen nach dem Beispiel der ersten Christen ihr Weniges gemeinsam und stellen es ihren katholischen und kommunistischen Kameraden grosszügig zur Verfügung. Zusammen bilden sie jedoch nicht einen Orden, um nicht durch bestimmte Regeln in irgendeiner Weise sich abzusondern oder zu beschränken. Hingegen werden wichtigere Entscheide immer von allen und nach gemeinsamer Beratung gefällt.

Das Unternehmen, dessen Plan selbstverständlich der kirchlichen Autorität unterbreitet und von ihr anerkannt worden ist, weist auch äusserlich erfreuliche Dinge auf: einmal durch sein ständiges Wachsen (bereits haben sich über hundert Priester um Aufnahme beworben, doch ist die Auswahl sehr streng), sodann durch Konversionen. Sogar Priesterberufe sind in diesem militant kommunistischen Milieu keine Seltenheit. Die Initianten haben die Erfahrung gemacht, dass das Christentum einen umso durchschlagenderen Erfolg hat, je radikaler es verwirklicht wird. Die Priester, in ihrer Umgebung durchaus als solche bekannt und anerkannt, verkehren persönlich selbst mit Führern der kommunistischen Partei und nehmen an deren Versammlungen und Diskussionen oft auch aktiv teil. Obwohl sie die marxistische Doktrin als unhaltbar ablehnen, sind sie von der Notwendigkeit und Zukunft der sozialen Revolution überzeugt und suchen diese durch eine vollkommen christliche Lebenshaltung zu läutern und zu fördern.

Neuerscheinungen

Fr. Taymans d'Eypernon, S. J.: «Le Mystère Primordial.» 194 Seiten, L'Édition Universelle, Bruxelles, Desclée de Brouwer, Paris, 1946.

Trotzdem das Dreifaltigkeitsdogma den Glauben, das Beten und das Leben der Kirche durchdringt, ist dieses zentrale Geheimnis im Leben vieler Gläubiger keine lebendige Wirklichkeit mehr. Das Buch von Fr. Taymans d'Eypernon möchte «den Vater und den Sohn und den hl. Geist wieder in das Leben des Christen hineinstellen». Nach einer kurzen Darstellung der trinitarischen Glaubenswahrheit der Offenbarung wird versucht, durch die Betrachtung der Wirklichkeit unseres Lebens zur «Erkenntnis» der göttlichen Gemeinschaft und des göttlichen Lebens aufzusteigen, um dann in dem neugewonnenen Licht und in der «vollen Klarheit von oben» das trinitarische Geheimnis alles Geschaffenen zu zeigen und zum Erleben werden zu lassen.

August Brunner: «Erkenntnistheorie.» 451 Seiten, Alsatia-Verlag, Kolmar im Elsass.

Das Erkenntnisproblem ist ein Grundanliegen der Philosophie und auch von grösster Bedeutung, weil nicht nur der Wert, sondern sogar die Möglichkeit einer Metaphysik von seiner Lösung abhängt. Brunner will auf einem etwas neuen Weg zum Ziele kommen. In der Erkenntnistheorie kann «es sich nicht darum handeln, festzustellen, ob wir erkennen; dies ist eine Tatsache. Es handelt sich vielmehr um den Sinn der Erkenntnis. Um diesen zu finden, muss man sich Rechenschaft geben von der Beziehung, die zwischen Subjekt und Objekt walten». «Die eigentliche erkenntnistheoretische Frage wird darum zu lauten haben: Welches ist die Rolle von Subjekt und Objekt in der Erkenntnis?» Den Ausgangspunkt bildet die Sprache. Nach einer Darstellung der «Erkenntnis im allgemeinen», werden die verschiedenen Erkenntnisstufen durchgegangen (Die Erkenntnis der Person, das Verstehen der vitalen und vegetativen Seinsstufe, das Verstehen der Kulturdinge, die Seinerkenntnis). Der dritte Teil behandelt die Erkenntnisformen (Begriff und Urteil), der vierte Teil die Wissenschaft (Geisteswissenschaft, Naturwissenschaft, Philosophie).

H. R. Balmer-Basilus: «Tranquillitas ordinis.» Ueber die Friedensaufgabe des Abendlandes. 50 Seiten. Brosch. Fr. 2.80. Rex-Verlag, Luzern.

Die kleine Schrift von H. R. Balmer-Basilus möchte aus der geistig-religiösen Schau eines Augustinus und eines Thomas, diesen grossen Gestalten und Vertretern des christlichen Abendlandes, das Wesen des wahren Friedens und die Wege dazu zeigen. Der Friede liegt in der «tranquillitas ordinis», in der Ruhe der Ordnung, in dem Zusammenspiel aller Seinsstufen nach dem Plane des Schöpfers, in der Ausrichtung nach dem einen Richtpunkt. Die Verwirklichung oder Nichtverwirklichung des Ordnungsgedankens, der in allen gültigen Äusserungen des abendländischen Geistes, in Theologie und Philosophie, in Dichtung und Politik, in Kunst und Wissenschaft, sich immer wieder als das Charakteristische zeigte, wird das Schicksal des heutigen Abendlandes, seinen Frieden und Wiederaufstieg oder seinen Zusammenbruch bestimmen.

Judaica (Beiträge zum Verständnis des jüdischen Schicksals in Vergangenheit und Gegenwart). Erscheinungsweise: 4mal im Jahr, Zwingli-Verlag, Zürich.

Die Zeitschrift Judaica erscheint im Auftrag des Vereins der Freunde Israels und will eine bessere Kenntnis des Judentums und ein tieferes Verständnis von dem einzigartigen jüdischen Schicksal vermitteln. Dabei bleibt die Auseinandersetzung mit dem Evangelium das Hauptanliegen. Es wird versucht, den Christen aus dem Wort der Bibel die Wege Gottes mit Israel aufzuweisen und unter den Juden das Evangelium von Jesus-Christus zu verkünden.

Hans Ornstein: «Der Antisemitismus (Deutung und Ueberwindung).» 40 Seiten. Broschiert Fr. 2.—. Verlag der Jüdischen Buchgemeinde Zürich, 1946.

Die vorliegende Schrift versucht vom jüdischen Standpunkt aus, den Wesensgehalt des Antisemitismus geschichtlich und psychologisch herauszustellen und möchte Wege aufzeigen, ihn durch vereinte Bemühungen der Christen und Juden zu bekämpfen.

Philipp Vard: «Warum Antisemitismus? (Und warum ist seine Bekämpfung erfolglos?)» 31 Seiten. Bestellungen durch Postfach 23, Zürich-Hottingen.

Die hier niedergelegten Erkenntnisse wollen «eine neue Auffassung und Behandlung des Antisemitismus, sowie der ganzen Rassenfrage einleiten». In einem ersten Teil wird nach den wahren Ursachen des Antisemitismus gefragt (Wehrlosigkeit der Juden; gesellschaftliche Geringschätzung, die nicht so sehr dem einzelnen Juden gilt, der oft angesehen und keineswegs schwach ist, sondern der Klasse). Im zweiten Teil wird die Erfolglosigkeit einer Bekämpfung des Antisemitismus aufgezeigt. Die Verachtung aus früheren Zeiten bleibt durch die Tradition erhalten. — «Dennoch stirbt der Antisemitismus ab.» Die «allgemeine Entwicklung räumt mit jeder Verachtung ganzer Klassen» auf.

Paul Walser: «Christoph Blumhardt der Protestant.» 63 Seiten. Fr. 3.20. Verlag Paul Haupt, Bern 1946.

In dem vorliegenden Heft aus der Schriftenreihe: «Religiöse Gegenwartsfragen», herausgegeben von Josef Böni und Kurt Guggisberg, zeichnet Paul Walser zuerst das Lebensbild, den inneren und äusseren Werdegang von Christoph Blumhardt, dieses geistigen Vorläufers von Kutter und Ragaz. In der zweiten Hälfte der Schrift wird auf einige Punkte hingewiesen, wo bei Blumhardt — nach der Auffassung des Verfassers — das spezifisch protestantische Anliegen zum Ausdruck kommt (Freiheit gegenüber jeder Kirche, ob katholisch oder protestantisch, Freiheit gegenüber jeder Theologie, freie und unabhängige Haltung gegenüber der Bibel usw.).

Preise für Inserate,

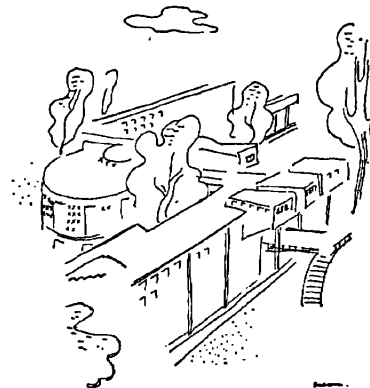
die dem Charakter der «Apologetischen Blätter» entsprechen:

½ Seite Fr. 110.— ¼ Seite Fr. 60.—
⅓ Seite Fr. 35.— 1/16 Seite Fr. 20.—

Inseratenannahme durch «Apologetische Blätter»
Zürich, Auf der Mauer 13

Abonnementspreise:

jährlich Fr. 8.60 — halbjährlich Fr. 4.40 — vierteljährlich Fr. 2.30



Universität Freiburg

Theologische Fakultät

Institut für Seelsorgewissenschaft
Institut für Missionswissenschaft

Philosophische Fakultät

Erziehungswissenschaft. Institut
Ethnologisches Institut
Institut pratique de français

Juristische Fakultät

Abteilung für Staats- und Wirtschaftswissenschaften
Internationales Institut für Mittelstandsfragen

Math.-Naturwissenschaftliche Fakultät

Erstes eidg. Propädeutikum für Tierärzte und Pharmazeuten
Erstes und zweites eidg. Propädeutikum für Mediziner und Zahnärzte

Unterrichtssprachen:

lateinisch, französisch, deutsch,
italienisch und englisch

Eidg. Turnlehrerdiplom I

Kursbeginn: Oktober 1946

Hochschulsport in eigener Turnhalle und im Universitätsstadion

Auskunft erteilt die Kanzlei

Bitte, vergessen Sie nicht, den Abonnementsbetrag einzuzahlen, falls Ihr Abonnement Ende Juni abgelaufen war. Für baldige Einzahlung danken
Redaktion und Administration.